



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 4 April 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

4

Köln, 15. April 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Foto: Walter Vogel



Rechtsüberholer?

Im Straßenverkehr ist rechts überholen verboten, wie man weiß. Nicht so in der Politik. Hier sind anscheinend alle erdenklichen Spielarten und mitunter sogar Regelwidrigkeiten erlaubt, so scheint es.

So hat es sich hierzulande unlängst zgetragen, als der sogenannte Adenauer-Preis verliehen wurde. Als Preisverleiher tritt eine bislang unbekannte „Deutschland-Stiftung e.V.“ auf den Plan, als Festredner – wie könnte es auch anders sein – der alte Herr höchstpersönlich. Der Preis, in diesem Jahr übrigens erstmalig verliehen, wurde gleich drei Schriftstellern zugesprochen und ist, dies nur nebenbei, mit der erklecklichen Summe von je 10000 Mark verbunden. Die Mittel kommen, wie man hört, von wohlhabenden Spendern, die ganz entgegen den üblichen Gepflogenheiten nicht einmal erwähnt werden möchten. Derartige Bescheidenheit erscheint geradezu sprichwörtlich. So weit, so gut.

Eine pikante Note bekommt die ganze Sache erst dann, wenn man sich die Mühe macht, die verschiedenen Herren der Stiftung ein wenig unter die Lupe zu nehmen. Da sind zuerst die Spitzen der besagten Stiftung mit dem anspruchsvollen Namen. Als Generalsekretär, so erfährt man, fungiert kein Geringerer als Kurt Ziesel, Verfasser einiger berühmter Bücher und regelmäßiger Schreiber für die „Passauer Neue Presse“ sowie für den „Regensburger Tagesanzeiger“ – Zeitungen, die schon mehrmals Schlagzeilen machten. Ziesels größte Sorge galt von jeher der Staatserhaltung, dem drohenden Zerfall der Sitten, der Moral. Insbesondere scheint ihn die Entwicklung zu beunruhigen, die nach seinen Worten immer deutlicher von den Linksinrektuellen beeinflusst wird. Von ähnlichen Ängsten scheint Ziesel auch schon während des Nazi-regimes befallen gewesen zu sein. In der Süddeutschen Zeitung stand kürzlich eine Passage nachzulesen, die derselbe

Ziesel im Jahre 1944 in der Wiener Ausgabe des „Völkischen Beobachters“ geschrieben hatte. Dort heißt es über die Attentäter vom 20. Juli wörtlich: „An welchem Abgrund menschlicher Verworfenheit oder geistiger Umnachtung müssen jene Ehrgeizlinge gestanden haben, als sie, wider den Geist des ganzen Volkes sündigend, die Hand gegen den Führer erhoben. Es hätte wahrlich dieser Schandtat nicht bedurft, um uns selbst und der Welt zu zeigen, in welche verschworene Bruderschaft uns die fünf Jahre verwandelt haben... Jeder, der sich gegen den Geist des Krieges versündigt, muß vernichtet werden.“

Soviel zur Person des Generalsekretärs der Stiftung. Wen wundert's, daß die Mitglieder des fünfköpfigen Vorstandes von ähnlicher Couleur sind. Erich Maier, vormals außenpolitischer Redakteur eines offiziellen NS-Organs, ist heute angesehener Verleger. In seinem Verlag erschien in den Jahren 1958/59 jene dubiose Wehrrüchtigungs-Illustrierte mit dem Titel „Wehr und Heimat“, die aus dem Unterstützungsetat des Verteidigungsministeriums monatlich 3000 Mark erhielt. Verteidigungsminister war bekanntlich zu jener Zeit Franz-Josef Strauß. Sein Name erscheint im Zusammenhang mit einem weiteren Vorstandsmitglied gleich noch einmal, bei Karl-Friedrich Grau. Grau hielt dem damals gerade designierten Verteidigungsminister auch nach der Spiegelaffäre unverdrossen die Stange. Er schlug vor, für Strauß ein besonderes Verdienstkreuz zu schaffen, das überhaupt nur einmal verliehen werden sollte. Dr. Heinz Burneleit sitzt ebenfalls im Vorstand. Er hat sich unsterbliche Verdienste erworben durch die Herausgabe eines Lesebuches über den Alten Fritz. Bleibt schließlich noch Prof. Dr. Stadtmüller, der die Position des Vorstands-Vorsitzenden bekleidet.

Fürwahr eine illustre Gesellschaft, kann man da nur sagen. Es versteht sich von

selbst, daß die Auswahl der Preisträger durch diese Herren selbst erfolgte und entsprechend ausgefallen ist. An erster Stelle wäre hier Armin Mohler zu nennen, über den Prof. Dr. Kurt Sontheimer einmal geschrieben hat, er gehöre in die vorderste Reihe jener stockkonservativen Intellektuellen, die mit zunehmendem Einfluß an dem pronationalen Stimmungsumschwung in der Bundesrepublik mitwirken. Mohler ist, wen möchte das noch erstaunen, als Kolumnist bei Springer tätig (hat sogar einen Exklusiv-Vertrag in der Tasche), und wird als solcher nicht müde, die „Cliqueswirtschaft“ der Linksinrektuellen zu beschimpfen. Anstelle derartiger staatszersetzender Kräfte empfiehlt er für Deutschland den großen, starken Mann an der Spitze, dessen Aufgabe es sein müßte, „die Massen in Form zu bringen“, wie er das formuliert.

Preisträger Nummer zwei ist Bernd von Heiseler. Er hat sich hervorgetan durch seine Romane, in denen er geschickt dem Leser Rezepte verpaßt, wie er in rechter Weise die nationale Vergangenheit zu bewältigen imstande ist. Der dritte im Bunde heißt Ludwig Freund, ist relativ unbekannt, und hat sich seine Verdienste ebenfalls im wackeren Kampf gegen „gewisse linke Kreise“ erworben. Dafür wurde er, als Professor an einer pädagogischen Hochschule, mit Forschungsstudien für verschiedene Bundesministerien bedacht, Studien, die übrigens aus dem Reptilienfonds der Bundesregierung bezahlt zu werden pflegen.

Man sieht, ein Häuflein aufrechter Streiter also, und das Bild rundet sich nur ab, wenn man erfährt, daß die Preisträger von diesmal nächstes Jahr selbst in der Jury sitzen werden.

Nun mag man freilich geneigt sein zu sagen, was soll die ganze Aufregung. Sollen die doch ihre Preise vergeben, an wen sie immer wollen. Gewiß, es gibt be-

wegendere Dinge in unseren Tagen als die Verleihung eines fragwürdigen Preises an Männer mit ebenso fragwürdigen Verdiensten. Was diesen ganzen Vorgang so bedeutsam macht, ist jedoch die Tatsache, daß hohe und höchste Stellen ihren Segen dazu geben, wenn eine politische Formierung der Rechten erfolgt. Das Publikum dazu war ein Massenaufmarsch von Präsidenten und Ministern, von Staatssekretären und Professoren, von Generaldirektoren und hohen geistlichen Würdenträgern, von Generälen und Rektoren, von Konsuln und Staatsanwälten – kurzum, die „Elite“ der Gesellschaft war zugegen. Und in der ersten Reihe das offizielle Bonn, vertreten durch Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier. Genau das ist der Punkt, der nachdenklich stimmen muß. Unter oberster Schirmherrschaft institutionalisiert sich ein Rechts-Nationalismus, der geradezu beängstigend sein muß für jeden, der etwas begriffen hat aus der Geschichte der Weimarer Republik. Wieder schimpft man ungestraft auf die Linke und deren angebliche Monopolherrschaft – und schickt sich gleichzeitig an, derartige Vormachtstellungen für sich selbst zu errichten.

Beim kritischen Beobachter verdichtet sich die Vermutung, daß hier eine massive nationale Welle in Bewegung gebracht wird, mit dem offenkundigen Ziel, das lädierte Nationalbewußtsein aufzupolieren. Ist es mehr als ein Vorwand, wenn man dabei vorgibt, man wolle der NPD somit den Wind aus den Segeln nehmen? Wo liegen denn die Unterschiede, bitte schön? Und man fragt sich besorgt, ob ausgerechnet jene Leute dazu berufen sind, die schon wieder einmal nach einem starken Führer rufen?

Wie gesagt, es ist in der Politik nicht verboten, rechts zu überholen. Aber gefährlich ist es allemal!

Willi Baumann

Mehr als 150000 Personen, meist junge Menschen, haben sich nach Angaben der „Kampagne für Abrüstung“ an den diesjährigen Ostermärschen beteiligt. Im Vordergrund stand der Protest gegen den Krieg in Vietnam. Notstandsgesetze wurden abgelehnt, die Forderung „Sozialstaat statt Rüstungsstaat“ wurde als Beweis einer Friedenspolitik der Bundesregierung erhoben.

Foto: Günter Rossenbach



„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Bernhard Tacke sechzig Jahre alt



Der langjährige stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Bernhard Tacke, vollendete am 11. April 1967 sein 60. Lebensjahr.

In Bocholt geboren und einer kinderreichen Arbeiterfamilie entstammend, erlernte Tacke mit vierzehn Jahren das Weben und war in mehreren Betrieben der Textilindustrie im Münsterland und in Sachsen tätig. Schon sehr früh entwickelte sich sein Wille, an der Verbesserung der sozialen Lage der arbeitenden Menschen entscheidend mitzuwirken. Er gehörte zu den Gründern der katholischen Werkjugend und wurde mit 18 Jahren Vertrauensmann im Zentralverband christlicher Textilarbeiter. Mit 21 Jahren wurde Tacke von seinem Verband zum hauptamtlichen Sekretär berufen, nachdem er durch Selbststudium und Internatslehrgänge die entsprechenden Fähigkeiten erworben hatte. Schon vor 1933 gehörte er zu den Befürwortern einer einheitlichen Gewerkschaftsbewegung. Die NS-Macht ergreifung setzte aber seiner Tätigkeit als Gewerkschaftssekretär ein Ende, und die Jahre bis zum Kriegsbeginn waren durch Arbeitslosigkeit, Nachstellungen durch die Nazis und Aufrechterhaltung der Verbindungen zwischen den alten Gewerkschaftern gekennzeichnet.

Nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im September 1945 gründete Bernhard Tacke mit anderen Kollegen

die Gewerkschaft Textil-Bekleidung und war zunächst im Gebiet Nordrhein und dann für die britische Besatzungszone geschäftsführendes Vorstandsmitglied seiner Organisation. 1949 wurde er auf dem Vereinigungskongreß der Textil- und Bekleidungsgewerkschaften für die Westzonen zum stellvertretenden Vorsitzenden des neuen Verbandes gewählt. Das besondere Aufgabengebiet Tackes war von Anfang an die gewerkschaftliche Tarifpolitik. Er behielt dieses Gebiet auch, als er 1956 vom 4. Ordentlichen Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Hamburg zum stellvertretenden DGB-Vorsitzenden berufen wurde. Zugleich übernahm er die Abteilung Bildungswesen. In beiden für die Gewerkschaftsarbeit wichtigen Bereichen hat Tacke, der auf allen folgenden DGB-Kongressen wiedergewählt wurde, in den vergangenen zehn Jahren entscheidende Maßstäbe gesetzt.

Tacke ist gleichfalls Mitglied des Bundesvorstandes der Sozialausschüsse der christlich-demokratischen Arbeitnehmer. Sein Amt als CDU-Stadtverordneter in Mönchengladbach hatte er bereits 1949 niedergelegt, um sich ganz der gewerkschaftlichen Arbeit widmen zu können. Auf internationalem Gebiet wirkt Tacke u. a. als Mitglied des Vorstandes des Internationalen Verbandes für Arbeiterbildung, London, und als Vorsitzender des Tarifausschusses des Europäischen Gewerkschaftssekretariates in Brüssel.

Gewerkschaft Kunst gegen Demontage des Kulturlebens

Der Gewerkschaftsrat der Gewerkschaft Kunst im DGB, der am 18. März 1967 in Frankfurt/Main tagte, appelliert an die Öffentlichkeit, weil vielerorts nicht nur auf notwendige kulturelle Förderungsmaßnahmen verzichtet, sondern sogar Abbaumaßnahmen diskutiert oder bereits durchgeführt werden. Dort, wo ein solcher Abbau erfolgt, gibt man kulturelle Werte preis, von denen jeder weiß oder wissen müßte, daß sie unwiederbringlich verlorengehen. Dies darf nicht geschehen, weil sonst den heranwachsenden und den künftigen Generationen ein Erbe verlorengelassen, das zu erhalten, zu pflegen und zu fördern die Aufgabe der Gegenwart ist. Das Kulturleben ist im Zeitalter der Technik gegenüber allen anderen Lebensbereichen schon sehr zurückgedrängt worden. Mit großer Sorge hat der Gewerkschaftsrat festgestellt, daß sich nun auch noch die Stagnation der wirtschaftlichen Entwicklung besonders stark auf die privaten und öffentlichen Kulturinstitute ausgewirkt hat. Parlamentarische Organe und die Verwaltung der Gemeinden und Länder betrachten offenbar das öffentliche Kul-

turleben als besonders geeigneten Bereich für rigorose Sparmaßnahmen. Mit Bestürzung beobachten die Mitarbeiter der kulturellen Institute, wie schon eine geringfügige Schmälerung des Wohlstandes fast überall zu einem Verzicht auf die Förderung kultureller Einrichtungen geführt hat.

Sparmaßnahmen und als ihre Folge Abbaumaßnahmen auf kulturellem Gebiet sind auch ein bedauerlicher und bestürzender Ausdruck der Geringschätzung und Unterbewertung kultureller und geistiger Werte.

Die Gewerkschaft Kunst im DGB protestiert gegen eine solche Politik im Namen auch all derjenigen, denen Kunst und Kultur unverzichtbare Lebensgüter sind. Der Gewerkschaftsrat bittet die dazu berufenen Stellen, insbesondere die politischen Parteien, den Deutschen Gewerkschaftsbund, die Gemeindeoberhäupter und -parlamente und die Länderorgane, dieser Entwicklung mit aller Kraft entgegenzuwirken, die begonnene Demontage des Kulturlebens rückgängig zu machen und endlich die für einzelne Kulturgebiete vorgesehenen und notwendigen Hilfen rasch zu verwirklichen.

DGB-Maiaufruf 1967

Auf sozialem Kurs voran

Niemals war diese Forderung der Arbeitnehmer durch ihre Gewerkschaften notwendiger als heute. Deshalb rufen sie den Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft zu:

Auf sozialem Kurs voran.

Die jüngste Vergangenheit hat gezeigt: ein sozialer Kurs stellt sich nicht von selbst ein. Die Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften sehen mit großer Sorge, wie die Arbeitsplätze durch eine negative wirtschaftliche Entwicklung gefährdet sind.

Viele wurden durch die nachlassende Konjunktur aus ihrem Wirtschaftswundertraum aufgeschreckt. Es hat sich wieder bestätigt: es gibt keine wirtschaftlichen Wunder. Vollbeschäftigung und soziale Sicherheit kommen niemals aus der blinden Automatik des Marktes. Die Zukunft muß sinnvoll geplant werden.

Die Gewerkschaften verlangten ein gemeinsames Handeln. Aber sie fanden kein Gehör. Jetzt sollen die Arbeitnehmer die Folgen für diese Versäumnisse in Politik und Wirtschaft tragen. Das werden die Gewerkschaften nicht hinnehmen.

Die Arbeitnehmer sind bereit, zur Gesundung der Wirtschaft beizutragen. Nur in einer gesunden Wirtschaft gibt es soziale Sicherheit und einen steigenden Lebensstandard für alle. Aber alle müssen ihren Beitrag dazu leisten, daß es wieder aufwärtsgeht.

Jetzt gelten stärker als je zuvor die Forderungen des DGB-Aktionsprogrammes:

gesicherte Arbeitsplätze, wachsende soziale Sicherheit.

Beim unverschuldeten Arbeitsplatzwechsel muß jeder der Hilfe durch die Gemeinschaft gewiß sein. Das ist nur mit Sozialplänen zu schaffen, an denen Betriebs- und Personalräte mit ihren Gewerkschaften gleichberechtigt mitwirken. Besonders die älteren Arbeitnehmer, die Umstellungen am härtesten spüren, brauchen diesen Schutz der Gemeinschaft.

Gemeinsames Handeln — Hilfe für jeden einzelnen — das heißt sozialer Kurs.

Daran werden die Arbeiter, Angestellten und Beamten die Taten in Politik und Wirtschaft messen.

Die soziale Sicherung der Arbeitnehmer und Rentner darf durch keine Sparmaßnahmen angetastet werden!

Für eine dauerhafte Vollbeschäftigung, das erste Ziel aller Wirtschaftspolitik, sind moderne vorausschauende Maßnahmen zur Bildungspolitik, zur beruflichen Aus- und Fortbildung unerlässlich. Sozialer Kurs: Das bedeutet Ausbau der Mitbestimmung. Der Arbeitnehmer muß gleichberechtigt mitentscheiden, wenn es um sein Schicksal geht.

Wir brauchen den sozialen Kurs. Es gibt keinen anderen Weg, der uns weiterbringt. Der Mensch hat Anspruch auf Freiheit und Sicherheit. Seine Grundrechte dürfen nicht angetastet werden.

Deshalb müssen wir stark sein — gerade jetzt!

Deutscher Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand

Jugend in Spanien und Portugal

Von H. D. Kley

Die Regimes der beiden Diktaturen stützen sich hauptsächlich auf das Militär.

Foto: Mario Garrubba

In den diktatorisch regierten Ländern Spanien und Portugal erhält man anfangs den Eindruck, daß zumindest die jungen Männer ein freieres Leben führen als ihre Altersgenossen in Westdeutschland, Holland oder der Schweiz. Zu jeder Tageszeit sieht man Jugendliche in den Cafés, an den Straßenecken und am Strand; sie sind oft ausgelassen wie Kinder, und es fällt auf, daß ihre Art, eine Zigarette zu rauchen oder auf einer Bank auszuruhen, gelöster, graziöser wirkt als in nordeuropäischen Breiten. Die freie Zeit scheint diesen jungen Leuten nicht zur Ratlosigkeit zu werden, man versteht sich auf den Müßiggang mindestens so gut wie auf die Arbeit. Und ist das Leben, ist die Jugendzeit nicht viel zu kurz, als daß man sie in vollen Zügen genießen sollte? Dem Nordländer kommen viele junge Südeuropäer wie Playboys vor – teils neidisch, teils mißbilligend stellt er's fest. Und erstaunt sieht er hier und da einen sorgfältig gekleideten jungen Mann aus einer armeligen Wohnung hervortreten. Welch ein Kontrast, denkt er.

Aber der junge Südländer wird anders darüber denken. Für ihn ist die Betonung des Äußeren – ein dunkler Anzug, blankgewichste Schuhe und pomadisiertes Haar – etwas Selbstverständliches, ganz gleich, welchen Verhältnissen er entstammt. Sein Leben spielt sich größtenteils auf der Straße ab; hier möchte er angenehm in Erscheinung treten. Wie es bei ihm zu Hause aussieht, geht niemand etwas an.

Unsere Großväter meinten, Europa höre hinter den Pyrenäen auf. Denn Spanien und Portugal hatten sich in die Isolation begeben, nachdem ihr goldenes Zeitalter vorüber war. Die Iberische Halbinsel wurde als „Randeuropa“ bezeichnet, als ein Land, das im 17. Jahrhundert stehen geblieben war und voller Eigenarten steckte. Die Liberalisierung, die Demokratisierung, die Amerikanisierung – dieser moderne Entwicklungsprozeß fand jenseits der Pyrenäen nicht statt. Heute erschwert die politische und wirtschaftliche Rückständigkeit der beiden iberischen Länder die europäische Einigung. So können Spanien und Portugal nicht Mitglieder der EWG werden, weil sie nicht über frei gewählte Parlamente verfügen. Die Einstellung zum diktatorischen Regime ist vorwiegend kritisch. Kein Wunder, denn die Spanier und Portugiesen, so stellt man bald fest, sind individualistische Naturen, die die Freiheit über alles schätzen und von ihr als „La Santa Libertad“ – die heilige Freiheit – sprechen. Allerdings meinen sie damit nicht so sehr die politische, sondern die persönliche Freiheit. Manche sind der Ansicht, es sei den Menschen in Spanien und Portugal gleichgültig, ob sie unter einer Diktatur oder in einer Demokratie lebten; Hauptsache sei, daß ihre persönliche Freiheit nicht angetastet würde.

Andere erklären, das übermäßige Freiheitsbedürfnis der Iberer führe leicht zur Anarchie; allein diktatorische Strenge könne ein Chaos vermeiden. Man müsse zwischen guten und schlechten Diktaturen unterscheiden. Und wenn auch die politischen Zustände noch zu wünschen übrigließen, so seien unter Franco und Salazar immerhin bemerkenswerte wirtschaftliche Fortschritte gemacht worden. Ein demokratisches Staatswesen werde jedoch unfruchtbaren Parteienstreit erzeugen; man sehe sich nur einmal die Opposition der beiden Länder an, es mangle ihr sowohl an Einigkeit wie an einem überzeugenden Programm.





Italienische Studenten bekunden in Rom ihre Solidarität mit den kämpfenden Studenten Spaniens.

Foto: Keystone

Oft sind es Nutznießer des Regimes, die so sprechen. Der größte Teil der Jugend sieht die Dinge anders. Man ist ungehalten über das Wirtschafts- und Sozialsystem frühkapitalistischer Prägung, das eine kleine Minderheit begünstigt und die Massen des Volkes in Bedürftigkeit läßt. Die Jugend wendet sich gegen das Verbot der Gewerkschaften, gegen Reisebeschränkungen, gegen den kontrollierenden Einfluß des Staates. In der regierungsfreundlichen Haltung vieler Erwachsener erkennt man nichts anderes als einen aalglatten Opportunismus. Die einseitige Information durch die staatlich gelenkten Organe hält man für verlogen; man fordert das Recht auf Rede- und Versammlungsfreiheit. Der angestaute Unmut kann sich nur in der Illegalität Luft machen. Öffentlicher Protest wird durch Polizeistaatmethoden erstickt. Wo liegt da der Unterschied zum Osten? „Unser System“, so pflegen viele junge Iberer zu sagen, „ist schlecht, aber der Kommunismus ist noch schlechter“. Diese Haltung gibt der kommunistischen Agitation wenig Erfolgchancen. Die Jugend blickt vielmehr nach Frankreich, England und Westdeutschland, und es ist nicht nur die politische Ordnung dieser Länder, die sie anzieht, sondern mehr noch scheint es ihnen auf jenen moder-

nen Lebensstil anzukommen, wie er ihnen alljährlich von einigen Millionen Touristen vor Augen geführt wird. Man will nicht das Armenhaus Europas bleiben. Und man ist der Bevormundung des Staates und des Elternhauses müde und möchte mehr Selbständigkeit erlangen.

Die jungen Spanier und Portugiesen, die uns draußen auf der Straße so frei und ungehemmt begegnen, sind daheim an starre gesellschaftlich-familiäre Gesetze gebunden, die ihnen die persönliche Entfaltung schwermachen. Das trifft vor allem auf die sorgsam gehüteten Mädchen zu, auf deren Bildung und Emanzipation bisher wenig Wert gelegt wurde. Erst seit einigen Jahren können sie eine Universität besuchen und sich allein in eine Bar wagen. Ein öffentlicher Flirt wird sie nicht mehr vor den Richter führen; sie dürfen sich nun auch in der Mode freizügiger geben, mag auch die erzbürgerliche Moral Iberiens nach wie vor dagegen sein.

Streiks in Nordspanien und Studentenunruhen in Madrid, Lissabon und anderen iberischen Universitätsstädten lassen erkennen, daß es unter den Arbeitern und unter der akademischen Jugend gärt. Die spanische Regierung gewährte den

Studenten inzwischen das Recht auf Selbstverwaltung; sie stellte außerdem ein Protestanten-Statut in Aussicht, das der jahrhundertelangen Diskriminierung der 30000 Protestanten Spaniens ein Ende machen soll. In Portugal erntet Salazar heute Hohn und Gelächter der jungen Generation, wenn er die lähmende Isolation seines Landes mit der romantischen These „Lieber arm, aber Ehre, als reich und keine Ehre“ zu verteidigen versucht.

In beiden Ländern stützt sich das Regime auf das Militär, auf die Kirche und auf die führenden Familien. Eine dieser drei Säulen beginnt zu wanken: die katholische Kirche. In Portugal trat der Bischof von Porto mit sozialen und politischen Forderungen an die Öffentlichkeit, so daß Salazar ihn des Landes verwies. In Spanien stellte sich die Laienorganisation „Katholische Aktion“ schützend vor die streikenden Bergarbeiter Asturiens.

Bisher waren Klerus und Staat der beiden Länder eine Einheit, und dieses enge Bündnis, so kann man verschiedentlich hören, habe viele junge Menschen der Kirche entfremdet. In einer Umfrage unter spanischen Studenten sprachen sich lediglich 21 Prozent für den Konfessions-

staat aus. Nur 58 Prozent glaubten, daß der Papst unfehlbar sei. Solche Ergebnisse überraschen in einem Land, in dem die meisten Jugendlichen unter der Obhut der Kirche heranwachsen. Übrigens hat auch die Staatsjugendbewegung – in Spanien die „Falange“ und in Portugal die „Mocidade Portuguesa“ – trotz ihres beharrlichen Einwirkens nur eine relativ bescheidene Gefolgschaft. Es gibt kein organisiertes Jugendleben, wie die anderen westeuropäischen Länder es kennen, sondern man zieht es vor, sein Eigenleben zu führen, ungebunden zu sein und Problemen möglichst aus dem Wege zu gehen. Freilich, diese Einstellung ist kaum dazu angetan, ein soziales Verantwortungsgefühl zu wecken. Und mancher Kritiker wirft der Jugend Iberiens vor, sie sei oberflächlich, sprunghaft und ungeduldig, sie lasse sich rasch für etwas begeistern, um es dann ebenso rasch wieder zu verwerfen. Es fehle ihr an Durchhaltevermögen, an Kontinuität; ihre großen Pläne kämen selten über das Wort hinaus. Man müsse ihre Erziehung und ihre Umgebung verändern, um ihr einen neuen Sozialethos beizubringen. Sonst würde sie doch nur in die Fußstapfen der Erwachsenen treten, auch wenn sie sich vor der Ehe revolutionär gebärde.

Joan Baez - Songs für eine bessere Welt

Von Dora Albert

Foto: Jürgen Hebestreit

Schlank und schlaksig, mit einem schmalen Gesicht, das von langem, schwarzem Haar umrahmt wird – so ist Joan Baez, die folk-Sängerin, schon zu ihren Lebzeiten eine Legende geworden. Geboren wurde sie während des amerikanischen Krieges gegen Japan – und heute ist sie Anführerin eines großen Kultes. Überall auf der Welt sammelt sich eine Joan-Baez-Gemeinde zusammen – überall wo man folk songs liebt und schätzt.

Ihre Schallplatten sind ein riesiger Verkaufsschlager. Wenn irgendwo ein Joan-Baez-Konzert angekündigt wird, sind die Eintrittskarten immer schon Wochen im voraus verkauft. Einem Veranstalter wäre fast das Herz gebrochen, als er einmal hunderte begeisterte Fans abweisen mußte, weil er ausverkauft war. Bei einer Veranstaltung in einem riesigen Saal in New York versuchte er die Nachfrage nach Karten so zu befriedigen: er ließ fünfzig Leute mit auf der Bühne sitzen, und weiteren fünfzig verkaufte er noch Stehplätze dahinter. Als die Leute ihn dann immer noch um Karten bestürmten, meinte er bedauernd: „Ich hätte glatt zwei Hallen ohne Schwierigkeiten voll bekommen.“

Aber all dieser Erfolg ist Joan Baez nicht zu Kopf gestiegen. Anfangs hat sie die große Nachfrage nach ihren Platten etwas verwirrt. Sie wird mit Angeboten für Konzerte geradezu überschwemmt – und lehnt die meisten davon ab. Tatsächlich hat sie Angst vor den Folgen des Erfolgs. Gewöhnlich arbeitet sie nur einige Wochen im Jahr auf der Bühne, weil sie befürchtet, wenn sie häufiger auftritt, könnte ihre Kunst schnell kommerzialisiert werden. „Zuerst habe ich mich dagegen gestäubt, allzu häufig aufzutreten, weil ich Angst hatte, zu sehr ins Geschäft hineingezogen zu werden“, erklärte sie einmal einem Freund. „Man hat mir eine ungeheure Menge Geld geboten, und ich fürchtete, ich könnte materielle Werte leicht über alles andere stellen. Ich habe diese Schattenseite des Erfolgs nämlich bei sehr vielen Leuten beobachtet.“

Viele Leute lassen sich schließlich von ihrem Geld bestimmen. Das heißt gar nicht, daß ich nicht gern Geld hätte. Ich finde es schön, so viel Geld zu verdienen, daß ich mir alles kaufen kann, was ich brauche – und ein paar geheime Träume zu erfüllen. Einer meiner liebsten Träume ist es, in Carmel, in Kalifornien, wo ich lebe, eine Schule der Gewaltlosigkeit aufzubauen. Ohne Geld könnte ich diesen Traum niemals verwirklichen. Aber eine Menge Leute messen dem Geld selbst zuviel Bedeutung bei. Es ist nur ein Mittel zum Zweck.

Man hat mir goldene Früchte geboten – und ich fürchtete, daß ich ihnen auf die Dauer vielleicht verfallen würde. Jetzt habe ich aber gesehen, was diese goldenen Früchte aus den Menschen machen, und jetzt weiß ich, daß ich sie nicht will.“

Was aber scheint dieser begabten Künstlerin wichtig zu sein? Sie sagte es einmal klipp und klar: „Es kommt nur darauf an, ein Mensch zu sein. Das ist man ja schließlich zu allererst – bevor man Maler oder Philosoph oder Sänger ist.“

Ich liebe meinen Gesang sehr – aber trotzdem kommt für mich die Musik erst an zweiter Stelle. Menschliche Dinge gehen immer vor.“

Viele junge Menschen identifizieren sich mit ihr. Sie sehen in ihr eine Nonkonformistin, eine Rebellin, ähnlich wie es seinerzeit mit James Dean war, dem großen Schauspieler, der noch über seinen Tod hinaus ein Idol der Teenager war. Niemand hat je ganz genau gewußt, gegen was James Dean eigentlich rebellierte; der Titel eines seiner berühmtesten Filme „Denn sie wissen nicht was sie tun“ – (Im Original hieß er: „Rebell ohne Grund“) – war dafür recht bezeichnend. Joan Baez dagegen weiß recht genau, wogegen sie rebellierte. Sie lehnt sich auf gegen eine Welt, in der die Menschen oft sehr unmenschlich zu ihren Mitmenschen sind; eine Welt, in der die Leute für ihre Religion oft nichts als Lippenbekenntnisse aufbringen. Gegen eine Welt schließlich, die möglicherweise in einer nuklearen Katastrophe enden wird – wie Joan Baez fürchtet. Diese Ansichten werden natürlich nicht gerade gern gehört; sie haben ihr nicht selten heftige Kritik eingebracht, besonders in den USA. Konservative Amerikaner sind oft zu tiefst schockiert und entsetzt über ihre Äußerungen. So hat sie zum Beispiel einmal einem Pariser Schriftsteller gegenüber erklärt: „Ich glaube, die Vereinigten Staaten sind reif für eine Revolution – aber natürlich müßte es eine gewaltlose Revolution sein.“ So etwas lieben die Leute nicht.

Solidarität

Niemals zögert sie, sich mit Menschen zu verbünden und solidarisch zu erklären, die in Schwierigkeiten stecken – besonders wenn sie wegen ihrer liberalen Überzeugung in diese Schwierigkeiten geraten sind. So stand zum Beispiel einmal Pete Seeger, der folk-Sänger, unter Beschuß des US-Komitees für „unamerikanische Umtriebe“. Aber als die Kritik gegen ihn und die Verdächtigungen gerade auf dem Höhepunkt waren, da widmete sie in jedem ihrer Konzerte eine Nummer ausdrücklich ihm. Sie war außer sich, als sie erfuhr, daß Pete von einigen Fernsehgesellschaften auf die „schwarze Liste“ gesetzt war. Ihr selbst hatte man bisher immer verlockende Angebote vom Fernsehen gemacht. Und gerade zu dieser Zeit erhielt sie ein paar besonders große Angebote von verschiedenen Produzenten. Sie aber erklärte: „Ich werde sehr gerne auftreten – aber nur, wenn Sie Pete Seeger mit ins gleiche Programm nehmen.“

„Sie sind daraufhin von ihrem Angebot natürlich zurückgetreten“, berichtet Joan mit einem etwas zynischen Lächeln. „Und jetzt bittet man mich nur noch sehr selten um einen Fernsehauftritt. Sie wissen, daß ich sofort wieder Pete mit ins Gespräch brächte.“

Ich kann nicht verstehen, wie ein folk-Sänger, der weiß, was in der Politik geschieht, noch bei einer Fernsehgesellschaft auftreten kann, die sich weigert, einen Künstler zu engagieren wie Pete Seeger – und zwar aus Gründen, die mit Musik nicht das geringste zu tun haben.“

Viele Sänger und Darsteller wagen nicht, solch unpopuläre Ansichten zu äußern, aus Furcht, ihre Anhänger damit zu verärgern. Joan Baez aber, furchtlos wie sie ist, macht aus ihren politischen Anschauungen auch in der Öffentlichkeit



keinen Hehl – ebensowenig wie von ihren Ansichten zu anderen Problemen. Sie kritisiert die christlichen Kirchen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten und sogar ihre eigenen Fans.

So sagt sie zum Beispiel von den Kirchen: „An Jesus Christus war alles groß. Aber manche von unseren Kirchen heutzutage sind schrecklich. Die wenigsten Menschen leben heute noch so, wie sie eigentlich sollten. Die Aufgabe der christlichen Kirchen wäre es, uns zu lehren, wie wir der Botschaft Christi gemäß leben sollten. Aber darin versagen sie oft. Ich betrachte mich nicht mehr als Christin, weil das Christentum so verflacht ist und so an Wert verloren hat.“

Wortgewalt

Sie predigt Gewaltlosigkeit – und mit Wortgewalt bekämpft sie all diejenigen, die dem Vietnam-Krieg Vorschub leisten. Selbst Präsident Johnson wurde von ihr nicht mit heftigen Angriffen verschont, weil er seine Zustimmung zur Bombardierung Nord-Vietnams gegeben hatte. Ein andermal weigerte sie sich, sechzig Prozent ihrer Steuern an die amerikanische Regierung zu zahlen, mit der Begründung, daß diese Gelder für militärische Unternehmungen benutzt werden.

Aber ihre politischen Ansichten sind nur ein Grund für die Verehrung, die die amerikanische Jugend ihr darbringt. Ebenso wichtig ist etwas anderes: trotz ihres Erfolges ist sie sich selbst so treu geblieben, wie sie es am Anfang ihrer Karriere war. Das war vor etwa sieben Jahren – damals sang sie in den Cafés rund um die Harvard-Universität von Cambridge in Massachusetts. Weder die Verlockungen des Ruhmes noch des Geldes können sie in ihrer persönlichen Standfestigkeit wankend machen. Wenn jemand sie bewundert, weil sie es wagt, unpopuläre Meinungen öffentlich auszusprechen, dann schüttelt sie nur den Kopf und behauptet, sie würde dabei doch nichts riskieren.

Einmal trug sie bei einer Friedensdemonstration in San Francisco ihre Songs vor. Da kam eine Dame zu ihr auf die Bühne und sagte: „Ich finde es außerordentlich mutig von Ihnen, was Sie hier tun, meine Liebe!“

„Das hat gar nichts mit Mut zu tun“, widersprach Joan Baez, „es hat mich noch nie jemand bedroht.“

Die Art, wie sie manchmal einige ihrer Fans heftig und deutlich kritisiert, läßt anderen Künstlern einen Schauer über den Rücken laufen. Als sie einmal in Santa Monica in Kalifornien von ihren Fans bestürmt wurde, bat sie sich einfach zehn Minuten Ruhe aus, um allein in ihrer Garderobe meditieren zu können. Aber Dutzende von Leuten riefen vor der Garderobe lautstark ihren Namen; Boten rannten mit Blumen für sie hin und her, die Leute waren wie verrückt darauf aus, wenigstens einen Blick von ihr zu erhaschen.

Joan Baez ist der Meinung: „Bei den Konzerten bin ich von Leuten umgeben, die mich als eine Art Gottheit betrachten. Das ist doch lächerlich. Manche bitten sogar um ein paar Haare von meinem Kopf! Ja, das ist wirklich passiert. Sie haben mich zu einer Art von Symbol gemacht... Aber ich bin kein Symbol. Ich bin ein menschliches Wesen. Und

das ist auch mit ein Grund dafür, daß ich die Zahl meiner Konzerte begrenze. Ich muß von diesem Betrieb, diesem Geschäft einfach Abstand gewinnen können, und das kann ich am besten in meinem Haus in Carmel. Dort kann ich ich selbst sein.“

In Carmel lebt sie umgeben von ihren Haustieren, zu denen auch ein paar Eidechsen gehören. Sie liest, geht viel spazieren und musiziert. Sie hält ihr Privatleben streng geheim. Ihre Adresse ist der Öffentlichkeit nicht bekannt, und auch ihre Telefonnummer steht nicht im amtlichen Telefonbuch.

Soweit man weiß, ist sie bisher nicht verheiratet gewesen. Im Gegensatz zu den meisten Stars, deren private Liebesgeschichten nur zu oft in der Presse erscheinen, liest man nie ein Wort darüber, mit wem Joan Baez gerade befreundet ist. Sie gibt auch keine öffentlichen Erklärungen darüber ab, wie sie sich ihren zukünftigen Ehemann vorstellt. Wenn sie jemals heiraten sollte, dann kann man gewiß sein, daß ihr Mann ebenso wie sie selbst ein Pazifist sein muß. Es ist nämlich unvorstellbar, daß sie mit einem Mann glücklich werden könnte, der über Krieg und Frieden andere Ansichten hat als sie.

Die Eltern

Joans pazifistische Überzeugung ist ein Teil ihres Familienerbes: ihre Eltern sind nämlich beide Quäker. Ihr Vater ist ein bekannter Physiker. Er hat weite Reisen unternommen und im Auftrag der UNESCO in vielen Entwicklungsländern physikalische Lehrstätten aufgebaut.

Joan hat schon als Teenager mit dem Singen angefangen. Sie hat nie richtige Gesangsstunden gehabt, nur eine Art von kurzem aber intensivem Privatunterricht bei einem begeisterten folk-Singer aus Neu-England. Einmal hat sie an einem zweiwöchigen Kurs an einer Universität in Boston teilgenommen – aber sie setzte den Kurs nicht fort. Einer ihrer Freunde meinte dazu: „Wenn sie doch ohne Gesangsunterricht so gut singt, warum sollte sie dann wohl welchen nehmen?“

Ihre „Ausbildungsstätte“ war die Folk-Song-Gemeinschaft von Boston-Cambridge, und ihre ersten offiziellen Auftritte mit folk songs fanden in einem Caféhaus in Boston statt.

1959, beim Folk-Song-Festival in Newport, trat sie als Gast eines Vortragskünstlers erstmals vor ein großes Publikum – und ihr Auftritt wurde eine Sensation. Und so ist es bisher geblieben, überall wo sie auftrat.

Man hat sie einmal gefragt, was sie tun würde, wenn sie nur noch ein Jahr zu leben hatte. Und sie sagte:

„Ich würde versuchen, mit meinem Gesang so viel zu erreichen, wie ich eben kann. Darüber hinaus würde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um die Welt davon zu überzeugen, daß niemals wieder eine Atombombe fallen darf. Wenn ich aber nur eins von beiden tun könnte, dann wäre für mich der Kampf gegen die Bombe die wichtigere Aufgabe. Sollte mein Singen jemals mit dem in Konflikt geraten, wozu ich mich als menschliches Wesen verpflichtet fühle – dann würde ich meinen Gesang aufgeben.“

Solange wir Unrecht verschweigen...

Protestsong von Hiltrud Anlauf

Niemand hat Hunger und keiner ist arm,
jeder hat Arbeit und abends ein Fest,
hat Kleider im Schrank und ein Hühnchen im Topf.

Und das Leben ist bunt
an jeglichem Ort,
und die Welt ist so rund,
aber dort, aber dort...

Wo Tabak und Baumwolle blühen, da tragen sie Lumpen,
wo Kaffee wächst, knurrt nachts ihnen böse der Bauch.

Und die Welt ist nicht rund
und das Leben nicht bunt,
solange wir Unrecht verschweigen!

Niemand übt Willkür und keinem droht Haß,
jeder darf fragen und wissen und hoffen,
darf gehen wohin und wann immer er will.

Und das Leben ist bunt
an jeglichem Ort,
und die Welt ist so rund,
aber dort, aber dort...

Wo Gruppen und Meinungen wachen, da halten sie lieber den Mund,
wo Vorteil und Selbstsucht regieren, da windet sich krumm der Verstand.

Und die Welt ist nicht rund
und das Leben nicht bunt,
solange wir Unrecht verschweigen!

Niemand will-töten und keiner wünscht Krieg,
jeder soll leben in Frieden und Glück,
kann planen in Ruhe und bauen sein Haus.

Und das Leben ist bunt
an jeglichem Ort,
und die Welt ist so rund,
aber dort, aber dort...

Wo Furcht alle Tage erfüllet, da werden sie traurig und hart,
wo Schüsse und Bomben fallen, da sterben sie leicht.

Und die Welt ist nicht rund
und das Leben nicht bunt,
solange wir Unrecht verschweigen!



Der versiegelte Zug

Lenin, 9. April 1917

Von Stefan Zweig

Die kleine Friedensinsel der Schweiz, von allen Seiten umbracket von der Sturmflut des Weltkrieges, ist in jenen Jahren 1915, 1916, 1917 und 1918 ununterbrochen die Szene eines aufregenden Detektivromans. In den Luxushotels gehen kühl und als ob sie einander nie gekannt hätten, die Gesandten der feindlichen Mächte aneinander vorüber, die ein Jahr vorher noch freundschaftlich Bridge gespielt und sich ins Haus geladen. Aus ihren Zimmern huscht ein ganzer Schwarm undurchsichtiger Gestalten. Abgeordnete, Sekretäre, Attachés, Geschäftsleute, verschleierte oder unverschleierte Damen, jeder mit geheimnisvollen Aufträgen bedacht. Vor den Hotels fahren prachtvolle Automobile mit ausländischen Hoheitszeichen vor, denen Industrielle, Journalisten, Virtuosen und scheinbar zufällige Vergnügensreisende entsteigen. Aber fast jeder hat den gleichen Auftrag: etwas zu erfahren, etwas zu erspähen, und der Portier, der sie ins Zimmer führt, und das Mädchen, das die Stuben fegt, auch sie sind bedrängt, zu beobachten, zu belauern. Überall arbeiten die Organisationen gegeneinander, in den Gasthöfen, in den Pensionen, in den Postämtern, den Cafés. Was sich Propaganda nennt, ist zur Hälfte Spionage, was sich als Liebe gebärdet, Verrat, und jedes offene Geschäft all dieser eiligen Ankömmlinge verbirgt ein zweites und drittes im Hintergrund. Alles wird gemeldet, alles überwacht; kaum daß ein Deutscher von irgendwelchem Range Zürich betritt, weiß es die gegnerische Botschaft schon in Bern, und eine Stunde später Paris. Ganze Bände voll wahrer und erfundener Berichte senden Tag für Tag die kleinen und großen Agenten an die Attachés, und diese weiter. Gläsern sind alle Wände, überlauscht die Telefone, aus den Papierkörben und von den Löschblättern wird jede Korrespondenz rekonstruiert, und so toll wird schließlich dieses Pandämonium, daß viele selbst nicht mehr wissen, was sie sind, Jäger oder Gejagte, Spione oder Bespionierte, Verrätere oder Verräter.

Nur über einen Mann gibt es wenig Berichte aus jenen Tagen, vielleicht weil er zu unbeachtlich ist und nicht in den vornehmen Hotels absteigt, nicht in den Kaffeehäusern sitzt, nicht den Propagandavorstellungen beiwohnt, sondern mit seiner Frau völlig zurückgezogen bei einem Flickschuster wohnt. Gleich hinter der Limmat in der engen, alten, buckligen Spiegelgasse haust er im zweiten Stock eines jener festgebauten dachüberwölbten Häuser der Altstadt, das verräuchert ist, halb von der Zeit, halb von der kleinen Wurstfabrik, die unten im Hofe arbeitet. Eine Bäckerfrau, ein Italiener, ein österreichischer Schauspieler sind seine Nachbarn. Die Hausgenossen wissen von ihm, da er nicht sehr geschäftig ist, kaum mehr, als daß er ein Russe ist und sein Name schwer auszusprechen. Daß er seit vielen Jahren aus seiner Heimat flüchtig ist, und daß er über keine großen Reichtümer verfügt und keinerlei ergiebige Ge-



Am 15. März 1917 war die erste russische Revolution ausgebrochen. Unser Bild zeigt die Abdankung des Zaren in seinem Hofzug in Pskoff.

schäfte betreibt, erkennt die Wirtin am besten an den ärmlichen Mahlzeiten und an der abgenutzten Garderobe der beiden, die mit allem Hausrat kaum den kleinen Korb ausfüllen, den sie beim Einzug mit sich gebracht haben.

Dieser kleine unteretzte Mann ist so unauffällig und lebt so unauffällig wie möglich. Er meidet die Gesellschaft, selten sehen die Hausleute den scharfen, dunklen Blick in den schmalgeschlitzten Augen, selten kommen Besucher zu ihm. Aber regelmäßig, Tag für Tag, geht er jeden Morgen um neun Uhr in die Bibliothek und sitzt dort, bis sie um zwölf Uhr geschlossen wird. Genau zehn Minuten nach zwölf ist er wieder zu Hause, zehn Minuten vor eins verläßt er das Haus, um wieder als erster in der Bibliothek zu sein, und sitzt dort bis sechs Uhr abends. Da aber die Nachrichtenagenten nur auf die Leute achten, die viel reden und nicht wissen, daß immer die einsamen Menschen die gefährlichsten sind für jede Revolutionierung der Welt, die viel lesen und lernen, so schreiben sie keine Berichte über den unbeachtlichen Mann, der bei dem Flickschuster wohnt. In den sozialistischen Kreisen wiederum weiß man gerade von ihm, daß er in Lon-

don Redakteur einer kleinen, radikalen russischen Emigrantenzeitschrift gewesen und in Petersburg als Führer irgendeiner unaussprechbaren Sonderpartei gilt; aber da er hart und verächtlich über die angesehensten Leute der sozialistischen Partei spricht und ihre Methoden als falsch erklärt, da er sich als unzugänglich erweist und als durchaus unkonzilient, kümmert man sich um ihn nicht viel. Zu den Versammlungen, die er manchmal abends in ein kleines Proletariercafé einberuft, kommen höchstens fünfzehn bis zwanzig Personen, meistens Eigenbrötler hin wie alle diese emigrierten Russen, die sich mit viel Tee und vielen Diskussionen ihre Köpfe erhitzen. Niemand aber nimmt den kleinen strengstirnigen Mann für bedeutend, keine drei Dutzend Menschen in Zürich halten es für wichtig, sich den Namen dieses Wladimir Iljitsch Ulianow zu merken, des Mannes, der bei dem Flickschuster wohnt. Und hätte damals eines der prächtigen Automobile, die in scharfem Tempo von Botschaft zu Botschaft sausen, diesen Mann durch einen Zufall auf der Straße zu Tode gestoßen, auch die Welt würde ihn weder unter dem Namen Ulianow noch unter jenem Lenins kennen.

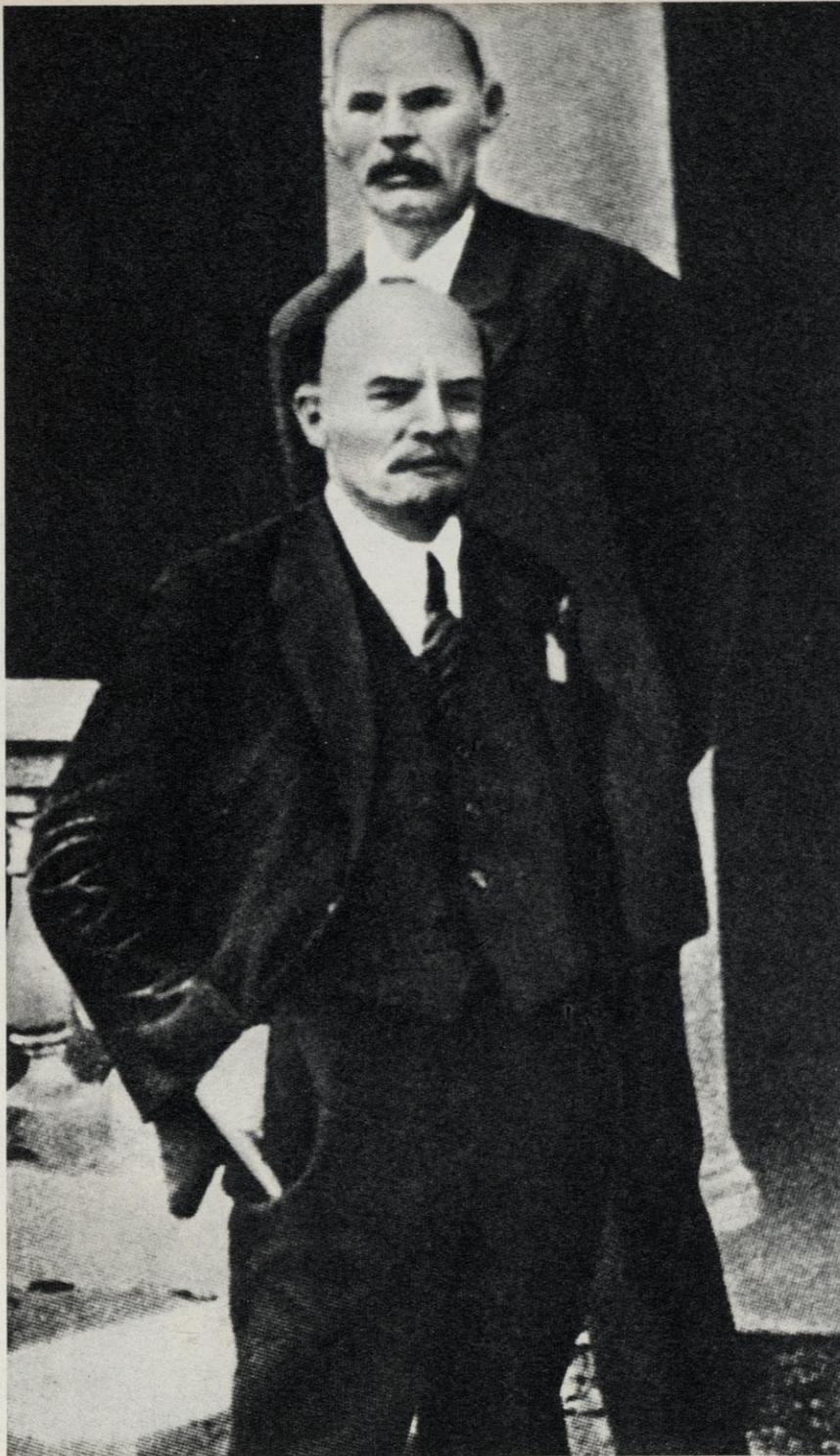
Erfüllung...

Eines Tages, es ist der 15. März 1917, ewundert sich der Bibliothekar der Zürcher Bibliothek. Der Zeiger steht auf neun, und der Platz, auf dem dieser pünktlichste aller Bücherentleiher tagtäglich sitzt, ist leer. Es wird halb zehn und wird zehn, der unermüdete Leser kommt nicht und wird nicht mehr kommen. Denn auf dem Wege zu der Bibliothek hatte ein russischer Freund ihn angesprochen oder vielmehr angefallen mit der Nachricht, in Rußland sei die Revolution ausgebrochen.

Lenin will es zuerst nicht glauben. Er ist wie betäubt von der Nachricht. Aber dann stürmt er hin mit seinen kurzen, scharfen Schritten zu dem Kiosk an dem Seeufer, und dort und vor der Redaktion der Zeitung wartet er nun Stunde auf Stunde und Tag auf Tag. Es ist wahr. Die Nachricht ist wahr und wird jeden Tag herrlich wahrer für ihn. Zuerst nur ein Gerücht einer Palastrevolution und scheinbar nur ein Ministerwechsel, dann die Absetzung des Zaren, die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die Duma, die russische Freiheit, die Amnestierung der politischen Gefangenen – alles, was er seit Jahren erträumt, alles, wofür er seit zwanzig Jahren in geheimer Organisation im Kerker, in Sibirien, im Exil gearbeitet, ist erfüllt. Und mit einemmal scheinen ihm die Millionen Toten, welche dieser Krieg gefordert, nicht verbegens gestorben. Nicht sinnlos Getötete scheinen sie ihm mehr, sondern Märtyrer für das neue Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit und des ewigen Friedens, das nun anbricht; wie ein Berauschter fühlt sich dieser sonst so eisig klare und rechnerisch kalte Träumer. Und wie erbeben und jubeln jetzt die Hunderte anderen, die in ihren kleinen Emigrantenzustuben sitzen in Genf und Lausanne und Bern, bei der beglückenden Botschaft: heimkehren dürfen nach Rußland! Heimkehren dürfen nicht auf falsche Pässe, nicht mit erborgten Namen und unter Todesgefahr in das Kronreich des Zaren, sondern als freier Bürger in das freie Land. Schon rüsten sie alle ihre kärgliche Habe, denn in den Zeitungen steht Gorkis lakonisches Telegramm „Keht alle heim!“ Nach allen Richtungen senden sie Briefe und Telegramme: heimkehren, heimkehren! Sich sammeln! Sich vereinigen! Nun nochmals das Leben einsetzen für das Werk, dem sie seit der ersten wachen Stunde ihr Leben gewidmet: für die russische Revolution.

... und Enttäuschung

Aber konsternierende Erkenntnis nach einigen Tagen: die russische Revolution, deren Botschaft wie mit Adlerschwüngen ihr Herz aufgehoben, ist nicht die Revolution, von der sie träumten, und ist keine russische Revolution. Es ist ein Palastaufstand gegen den Zaren gewesen, angezettelt von englischen und französischen Diplomaten, um den Zaren zu verhindern, mit Deutschland Frieden



Lenin und der Dichter Maxim Gorki, der den vor dem russischen Zarismus geflohenen Emigranten zurief: „Kehrt alle heim!“

zu schließen, und nicht die Revolution des Volkes, das diesen Frieden und seine Rechte will. Es ist nicht die Revolution, für die sie gelebt haben und für die sie zu sterben bereit sind, sondern eine Intrige der Kriegsparteien, der Imperialisten und der Generäle, die sich in ihren Plänen nicht stören lassen wollen. Und bald erkennen Lenin und die Seinen, daß jenes Versprechen, alle sollten zurückkehren, für alle die nicht gilt, welche diese wirkliche, diese radikale, diese Karl Marx'sche Revolution wollen. Schon haben Miljukow und die andern Liberalen Auftrag gegeben, ihnen die Rückreise zu sperren. Und während die gemäßigten, die für eine Kriegsverlängerung brauchbaren Sozialisten wie Plechanow auf liebenswürdigste Weise von England mit Torpedobooten nach Petersburg unter Ehrengelait befördert werden, hält man Trotzki in Halifax und die andern Radikalen an den Grenzen fest. In allen Ententestaaten liegen an den Grenzen schwarze Listen mit den Namen all derjenigen, die am Kongreß der Dritten Internationale in Zimmerwald teilgenommen haben. Verzeifelt jagt Lenin Telegramm auf Telegramm nach Petersburg, aber sie werden abgefangen oder bleiben unerledigt; was man in Zürich nicht weiß, und kaum in Europa, das weiß man in Rußland genau: wie stark, wie energisch, wie zielstrebig und wie mörderisch gefährlich seinen Gegnern Wladimir Iljitsch Lenin ist.

Grenzenlos ist die Verzweiflung der ohnmächtig Zurückgehaltenen. Seit Jahren und Jahren haben sie in zahllosen Generalstabssitzungen in London, in Paris, in Wien ihre russische Revolution strategisch ausgedacht. Jede Einzelheit der Organisation haben sie erwogen und vorgeprobt und durchdiskutiert. Jahrzehntelang haben sie in ihren Zeitschriften theoretisch und praktisch die Schwierigkeiten, die Gefahren, die Möglichkeiten gegeneinander abgewogen. Sein ganzes Leben hat dieser Mann nur diesen einen Gedankenkomplex immer und immer wieder revidierend durchdacht und zu den endgültigsten Formulierungen gebracht. Und nun soll, weil er hier festgehalten ist in der Schweiz, diese seine Revolution verwässert und verpfuscht werden von andern, die ihm heilige Idee der Volksbefreiung in den Dienst gestellt fremder Nationen und fremder Interessen. In merkwürdiger Analogie erlebt Lenin in diesen Tagen das Schicksal Hindenburgs in den ersten Tagen des Krieges, der gleichfalls vierzig Jahre den Russenfeldzug manövriert und exerziert und, da er ausbricht, im Zivilrock zu Hause sitzen muß und auf der Landkarte mit Fähnchen die Fortschritte und Fehler der einberufenen Generäle verfolgt. Die törichtesten, die phantastischsten Träume wälzt und erwägt der sonst eherne Realist Lenin in jenen Tagen der Verzweiflung. Ob man nicht ein Flugzeug mieten könne und über Deutschland oder Österreich fahren? Aber schon der erste, der sich zur Hilfe anbietet, erweist sich als Spion. Immer wilder und wüster werden die Fluchtideen: er schreibt nach Schweden, man solle ihm einen schwedischen Paß be-

sorgen, und will den Stummen spielen, um keine Auskunft geben zu müssen. Selbstverständlich erkennt am Morgen nach all diesen phantasierenden Nächten Lenin immer selbst, daß alle diese Wahnträume unausführbar sind, aber dies weiß er auch am lichten Tag: Er muß nach Rußland zurück, er muß seine Revolution machen statt der andern, die richtige und ehrliche statt der politischen. Er muß zurück und bald zurück nach Rußland. Zurück um jeden Preis!

Durch Deutschland: ja oder nein?

Die Schweiz liegt eingebettet zwischen Italien, Frankreich, Deutschland und Österreich. Durch die alliierten Länder ist Lenin der Weg als Revolutionär gesperrt, durch Deutschland und Österreich als russischer Untertan, als Angehöriger einer feindlichen Macht. Aber absurde Konstellation: von dem Deutschland Kaiser Wilhelms hat Lenin mehr Entgegenkommen zu erwarten als vom Rußland Miljukows und dem Frankreich

Poincarés. Deutschland braucht am Vorabend der amerikanischen Kriegserklärung Frieden um jeden Preis mit Rußland. So muß ein Revolutionär, der dort den Gesandten Englands und Frankreichs Schwierigkeiten macht, ihnen nur ein willkommener Helfer sein. Aber ungeheure Verantwortung eines solchen Schrittes, mit dem kaiserlichen Deutschland, das er hundertmal in seinen Schriften beschimpft und bedroht, nun mit einemmal Verhandlungen anzuknüpfen. Denn im Sinne aller bisherigen Moral ist es selbstverständlich Hochverrat, mitten im Kriege und unter Billigung des feindlichen Generalstabes gegnerisches Land zu betreten und zu durchfahren, und selbstverständlich muß Lenin wissen, daß er damit die eigene Partei und die eigene Sache anfänglich kompromittiert, daß er verdächtig sein wird, daß er als bezahlter und gemieteter Agent der deutschen Regierung nach Rußland geschickt wird und daß, falls er sein Programm des sofortigen Friedens verwirklicht, ihm ewig die Schuld der Geschichte

aufgelastet wird, den richtigen, den Siegfrieden Rußlands verhindert zu haben. Selbstverständlich sind nicht nur die linderen Revolutionäre, sondern auch die meisten Gesinnungsgenossen Lenins entsetzt, wie er seine Bereitschaft kundgibt, notfalls auch diesen allergefährlichsten und kompromittierendsten Weg zu gehen. Bestürzt verweisen sie darauf, daß durch die Schweizer Sozialdemokraten längst Verhandlungen angeknüpft sind, um die Rückführung der russischen Revolutionäre auf dem legalen und neutralen Wege des Gefangenen austausches in die Wege zu leiten. Aber Lenin erkennt, wie künstlich und absichtsvoll die russische Regierung ihre Heimkehr bis ins Endlose hinauszuziehen wird, indes er weiß, daß jeder Tag und jede Stunde entscheidend ist. Er sieht nur das Ziel, während die andern, minder zynisch und minder verwegen, nicht wagen, sich zu einer Tat zu entschließen, die nach allen bestehenden Gesetzen und Anschauungen eine verräterische ist. Aber Lenin hat innerlich entschieden und eröffnet für seine Person auf seine Verantwortung die Verhandlungen mit der deutschen Regierung.

Der Pakt

Gerade weil Lenin um das Aufsehen-erregende und Herausfordernde seines Schrittes weiß, handelt er mit möglichster Offenheit. In seinem Auftrag begibt sich der schweizerische Gewerkschaftssekretär Fritz Platten zu dem deutschen Gesandten, der schon vordem allgemein mit den russischen Emigranten verhandelt hatte, und legt ihm die Bedingungen Lenins vor. Denn dieser kleine unbekannt Fluchtling stellt – als ob er seine kommende Autorität schon ahnen könnte – keineswegs eine Bitte an die deutsche Regierung, sondern legt ihr die Bedingungen vor, unter denen die Reisenden bereit wären, das Entgegenkommen der deutschen Regierung anzunehmen: daß dem Wagen das Recht der Exterritorialität zuerkannt wird. Daß eine Paß- oder Personenkontrolle weder beim Eingang noch beim Ausgang ausgeübt werden dürfe. Daß sie ihre Reise zu den normalen Tarifen selbst bezahlen. Daß ein Verlassen des Wagens weder angeordnet noch auf eigene Initiative stattfinden darf. Der Minister Romberg gibt diese Nachrichten weiter. Sie gelangen bis in die Hände Ludendorffs, der sie zweifellos befürwortet, obwohl in seinen Erinnerungen über diesen welthistorisch vielleicht wichtigsten Entschluß seines Lebens kein Wort zu finden ist. In manchen Einzelheiten versucht der Gesandte noch Änderungen zu erreichen, denn mit Absicht ist das Protokoll so zweideutig von Lenin abgefaßt, daß nicht nur Russen, sondern auch ein Österreicher wie Radek in dem Zug unkontrolliert mitfahren dürfen. Aber ebenso wie Lenin hat auch die deutsche Regierung Eile. Denn an diesem Tage, dem 5. April, erklären die Vereinigten Staaten Amerikas Deutschland den Krieg.

Der versiegelte Zug

Und so erhält Fritz Platten am 6. April mittags den denkwürdigen Bescheid: „Angelegenheit in gewünschtem Sinne geordnet.“ Am 9. April 1917, um halb drei Uhr, bewegt sich vom Restaurant Zähringerhof ein kleiner Trupp schlechtgekleideter, Koffer tragender Leute zum Bahnhof von Zürich. Es sind im ganzen zweiunddreißig, darunter Frauen und Kinder. Von den Männern ist nur der Name Lenins, Sinowjews und Radeks weiter bekannt geblieben. Sie haben gemeinsam ein bescheidenes Mittagessen genommen, sie haben gemeinsam ein Dokument unterzeichnet, daß ihnen die Mitteilung des „Petit Parisien“ bekannt ist, wonach die russische provisorische Regierung beabsichtigt, die durch Deutschland Reisenden als Hochverräter zu behandeln. Sie haben mit ungelungen, schwerflüssigen Lettern unterschrieben, daß sie die ganze, volle Verantwortung für diese Reise auf sich nehmen und alle Bedingungen gebilligt haben. Still und entschlossen rüsten sie nun zu der welt-historischen Fahrt.

Ihre Ankunft auf dem Bahnhof verursacht keinerlei Aufsehen. Es sind keine Reporter erschienen und keine Photographen. Denn wer kennt in der Schweiz diesen Herrn Uljanow, der mit zerdrücktem Hut, in einem abgetragenen Rock und lächerlich schweren Bergschuhen (er hat sie bis nach Schweden gebracht) da inmitten eines Trupps mit Kisten beladener, korb-bepackter Männer und Frauen schweis-sam und unauffällig einen Platz im Zuge sucht. Nicht anders sehen diese Leute aus wie die zahllosen Auswanderer, die von Jugoslawien, von Ruthenien, von Rumänien her oft in Zürich auf ihren Holzkoffern sitzen und ein paar Stunden Rast halten, ehe man sie weiterbefördert ans französische Meer und von dort nach Übersee. Die schweizerische Arbeiter-partei, die die Abreise mißbilligt, hat keinen Vertreter gesandt, nur ein paar Russen sind gekommen, um ein bißchen Lebensmittel und Grüße in die Heimat mitzugeben, ein paar auch, um in der letzten Minute noch Lenin von „der un-sinnigen, der verbrecherischen Reise“ abzumahnern. Aber die Entscheidung ist gefallen. Um drei Uhr rollt der Zug fort nach Gottmadingen, zur deutschen Grenzstation. Drei Uhr zehn Minuten, und seit dieser Stunde hat die Weltuhr andern Gang.

Der plombierte Zug

Millionen vernichtender Geschosse sind in dem Weltkrieg abgefeuert worden, die wichtigsten, die gewaltigsten, die weithintragendsten Projektile von den Ingenieuren erdosen worden. Aber kein Geschöß war weittragender und schicksalsentscheidender in der neueren Geschichte als dieser Zug, der, geladen mit den gefährlichsten, entschlossensten Revolutionären des Jahr-hunderts, in dieser Stunde von der Schweizer Grenze über ganz Deutsch-



Lenin spricht in Petrograd

land saust, um in Petersburg zu landen und dort die Ordnung der Zeit zu zer-sprengen.

In Gottmadingen steht auf den Schienen dieses einzigartige Projektil, ein Wagen zweiter und dritter Klasse, in dem die Frauen und Kinder die zweite Klasse, die Männer die dritte belegen. Ein Kreide-strich auf dem Boden begrenzt als neutrale Zone das Hoheitsgebiet der Russen gegen das Abteil der zwei deutschen Offiziere, welche diesen Transport lebendigen Ekrasits begleiten. Der Zug rollt ohne Zwischenfall durch die Nacht. Nur in Frankfurt stürmen plötzlich deutsche Soldaten heran, die von der Durchreise russischer Revolutionäre gehört haben, und einmal wird ein Versuch der deut-schen Sozialdemokraten, sich mit den Reisenden zu verständigen, zurückge-wiesen. Lenin weiß wohl, welchem Ver-dacht er sich aussetzt, wenn er ein ein-ziges Wort mit einem Deutschen auf deutschem Boden wechselt. In Schweden werden sie feierlich begrüßt. Ausge-hungert stürzen sie über den schwedi-schen Frühstückstisch, dessen Smörgas ihnen wie ein unwahrscheinliches Wunder erscheint. Dann muß sich Lenin erst statt seiner schwerfälligen Bergstiefel noch neue Schuhe kaufen lassen und ein paar Kleider. Endlich ist die russische Grenze erreicht.

Das Projektil schlägt ein

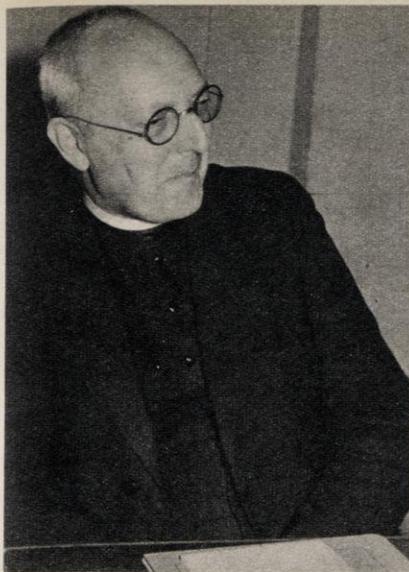
Die erste Geste Lenins auf russischem Boden ist charakteristisch: Er sieht nicht die einzelnen Menschen, sondern wirft sich vor allem auf die Zeitungen. Vierzehn Jahre war er nicht in Rußland gewesen, hat er die Erde nicht gesehen, nicht die Landesfahne und die Uniform der Soldaten. Aber nicht wie die andern bricht dieser eiserne Ideologe in Tränen aus, nicht umarmt er wie die Frauen die ahnungslos überraschten Soldaten. Die Zeitung, die Zeitung zuerst, die Prawda, um zu untersuchen, ob das Blatt, sein Blatt, den internationalen Standpunkt genug entschlossen einhält. Zornig zer-krüllt er die Zeitung. Nein, nicht genug, noch immer Vaterländerei, noch immer Patriotismus, noch immer nicht genug in seinem Sinne reine Revolution. Es ist Zeit, fühlt er, daß er gekommen ist, um das Steuerrad umzureißen und seine Lebensidee vorzustößen gegen Sieg oder Untergang. Aber wird er dazu noch kommen? Letzte Unruhe, letztes Bangen. Wird nicht Miljukow gleich in Petrograd – so heißt die Stadt damals noch, aber nicht lange mehr – ihn verhaften lassen? Die Freunde, die ihm entgegengefahren, sind in dem Zuge, Kamenew und Stalin, zeigen ein merkwürdiges geheimnisvolles Lächeln in dem dunklen Abteil dritter Klasse, das von einem Licht stumpf un-

sicher beleuchtet ist. Sie antworten nicht oder wollen nicht antworten.

Aber unerhört ist dann die Antwort, die die Wirklichkeit gibt. Wie der Zug einläuft in den finnischen Bahnhof, ist der riesige Platz davor voll von Zehntausenden von Arbeitern, Ehrenwachen aller Waffengattungen erwarten den aus dem Exil Heimgekehrten, die Internationale erbraust. Und wie Wladimir Ilitsch Uljanow jetzt heraustritt, ist der Mann, der vorgestern noch bei dem Flickschuster gewohnt, schon von Hunderten Händen gefaßt und auf ein Panzerautomobil gehoben. Scheinwerfer von den Häusern und der Festung sind auf ihn gerichtet, und von dem Panzerautomobil herab hält er seine erste Rede an das Volk. Die Straßen bebend, und bald haben die „zehn Tage, die die Welt erschütterten“, begonnen. Das Geschöß hat eingeschlagen und zertrümmert ein Reich, eine Welt.

Wir haben „Der versiegelte Zug“ dem Buch „Sternstunden der Menschheit“ von Stefan Zweig entnommen, das bei der Büchergilde Gutenberg erschienen ist.

Wer mehr über die „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“, erfahren will, sei verwiesen auf den klassischen Bericht des amerikanischen Journalisten JOHN REED, der jetzt als Ro-Ro-Taschenbuch erschienen ist.



Robinson und Freitag

Eine Fabel zur Mitbestimmung von Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning S. J.

Die Geschichte ist sehr schnell erzählt. Der schiffbrüchige Robinson wird auf eine menschenleere Insel verschlagen; außer einem Taschenmesser hat er nichts gerettet. An den ersten Tagen gelingt es ihm gerade, sich den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verschaffen; er findet Früchte, die er vom Baum pflücken kann; es gelingt ihm sogar, mit der blanken Hand ein paar Fischlein zu fangen. Von Tag zu Tag schafft er mehr; bald erzielt er so viel, daß er beginnen kann, sich einen Vorrat anzulegen, und dieser ermöglicht es ihm, einen Teil seiner Arbeitszeit nicht mehr zur Nahrungssuche, sondern zum Herstellen von Werkzeugen zu verwenden: er macht sich einen Greifer, um die Früchte leichter und schneller vom Baum zu pflücken; er macht sich ein Netz, mit dessen Hilfe er mehr Fische fängt.

Jeder für sich?

Da, eines Tages wird Freitag auf die Insel verschlagen – leider ohne Taschenmesser. Die Insel ist groß genug, daß beide, jeder für sich, ihrer Nahrungssuche nachgehen können. Aber sie könnten sich auch zusammenschließen, um manche Arbeiten gemeinsam zu verrichten und andere unter sich aufzuteilen, so daß jeder die besorgt, für die er das meiste Geschick hat. Sie sehen ein, welch großen Vorteil das bietet, und so entschließen sie sich, nicht auseinanderzugehen, sondern zusammenzuarbeiten. Aber wie?

Sie könnten ein gemeinsames Unternehmen aufmachen, das sie gemeinsam leiten und dessen Erträge sie hälftig oder nach irgendeinem Schlüssel untereinander teilen, der berücksichtigt, was jeder von ihnen in das gemeinsame Geschäft „einbringt“. Sie könnten auch vereinbaren, daß immer abwechselnd einen Tag Robinson, den anderen Tag Freitag als Geschäftsführer des gemeinsamen Unternehmens amten solle; sie könnten auch, wenn etwa Robinson sich als besonders geeignet zur Leitung der Geschäfte erwiesen haben sollte, durch gemeinsamen Beschluß ihn zum ständigen Leiter des Unternehmens bestellen. Nichts von alledem geschieht. Kurzerhand lehnt Robinson jede Art von Gemeinschaftsunternehmen ab und erklärt sich nur bereit, Freitag als Arbeitnehmer bei sich einzustellen. Er, Robinson, behält sich vor, das Unternehmen zu leiten; auf seine Rechnung und Gefahr wird es betrieben; Freitag hat die ihm aufgetragenen Arbeiten zu verrichten und erhält dafür einen im Vorhinein vereinbarten Lohn. Wenn ihm das nicht paßt, dann kommen sie eben nicht zusammen; dann wirtschaftet jeder für sich allein.

Was soll Freitag tun? Er steht vor der Wahl: entweder unter all den Schwierigkeiten, die auch Robinson zu überwinden hatte, von vorn anfangen, obendrein auch noch ohne gerettetes Taschenmesser, oder in Zusammenarbeit mit Robinson die Vorteile der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung nutzen und sehr viel

mehr Ertrag erwirtschaften, in kurzer Zeit zu sehr viel höherer Lebenshaltung aufsteigen; sein Lohn als Robinsons Arbeitnehmer wird immer höher sein, als der armselige Lebensunterhalt, den er sich als Einzelgänger erwirtschaften kann. Sein Wunschziel zu erreichen, nämlich Teilhaber – wenigstens als Junior – der Firma „Robinson & Freitag“ zu werden, wird ihm von Robinson versagt; so bleibt ihm nur die Wahl zwischen Alleingang oder Annahme eines Arbeitsplatzes als Robinsons Arbeitnehmer. Verglichen mit den Härten und Entbehrungen des Alleinganges ist letzteres offenbar das kleine Übel, und so entschließt er sich dazu und nimmt Robinsons Bedingungen an. Warum konnte Robinson den Freitag vor diese Wahl stellen? Einfach deswegen, weil er der Stärkere von beiden war. Er besaß bereits Vorräte (Vorräte sind nicht minder „Kapital“ wie Produktionsmittel!) und konnte warten; Freitag war darauf angewiesen, sofort etwas für seinen Hunger zu finden. Überdies besaß Robinson auch schon einige Produktionsmittel, Freitag dagegen noch nicht einmal ein Taschenmesser.

Zwangslage

Hat Freitag sich freiwillig um den Arbeitsplatz bei Robinson beworben und sich freiwillig der Weisungsbefugnis Robinsons unterstellt?

Ja, denn es war sein selbstgewählter Entschluß; er konnte sich auch anders entscheiden.

Nein, denn die Lage, in der er diesen Entschluß faßte, war dadurch bestimmt, daß Robinson stark war, er dagegen schwach. Robinson hat diese seine größere Stärke ins Spiel gebracht und damit die Lage geschaffen, in der Freitag freiwillig und doch unfreiwillig seinen Entschluß faßte und vernünftigerweise sich kaum anders entschließen konnte.

Zwangslage? Unmittelbaren Zwang hat Robinson ihm nicht angetan, sondern ihm nur einen Wunsch abgeschlagen. Ihm diesen Wunsch zu erfüllen, wäre gewiß schön und edel gewesen; daß Robinson ihn ihm abschlug, mißfällt uns, aber als rechtswidrig können wir sein Verhalten nicht bezeichnen.

Nichtsdestoweniger ist Freitags Lage im wahren Sinn des Wortes eine „Zwangslage“; seine Wahl ist nicht mehr „frei“, nachdem der stärkere Robinson ihm als dem Schwächeren eine an sich offenstehende Möglichkeit verschlossen hat.

Ist das nur eine schön erdachte Erzählung oder trägt sich das, was da von Robinson und Freitag erzählt wird, auch in unserer heutigen Gesellschaft zu? – Als vermeintlich durchschlagende Widerlegung der Forderung nach wirtschaftlicher Mitbestimmung wird eingewendet, die Arbeitnehmer ordneten sich im Lohnarbeitsverhältnis freiwillig der Weisungsbefugnis der von der Eigentumsseite her eingesetzten Unternehmensleitung unter. In der Tat: sie tun es genauso freiwillig und genauso unfreiwillig wie Freitag in der Robinson-Fabel.

Gewohnheit

Daß eine Unternehmensleitung sein muß, die diese Weisungsbefugnis haben muß, und daß man sich rechtmäßig erlassenen Weisungen unterzuordnen hat, sieht jeder vernünftige Mensch ein. In wessen Hand die Unternehmensleitung und die notwendig damit verbundene Weisungsbefugnis liegen kann, soll oder muß, das ist eine ganz andere Frage.

Solange im großen und ganzen ein Arbeitsplatz nur zu erhalten ist, wenn der Arbeitnehmer sich durch den Arbeitsvertrag einer von der Eigentumsseite eingesetzten Unternehmensleitung unterstellt, befindet die Arbeitnehmerschaft sich in der gleichen „Zwangslage“ wie Freitag gegenüber Robinson. Unsere Gesellschaft wäre freier, wenn diese Zwangslage nicht bestünde.

Ein Großteil unserer Arbeitnehmer empfindet aber den bestehenden Zustand gar nicht als „Zwangslage“; das ist eine offenkundige Tatsache, die sich nicht bestreiten läßt. Wie erklärt sie sich? Einfach aus der Gewohnheit; man kennt nichts anderes, kann sich etwas anderes gar nicht vorstellen; das Bestehende erscheint als selbstverständlich, als das einzig Mögliche. Auch die Mehrzahl der Unternehmer sieht die andere Möglichkeit nicht oder kann sich nur ein Zerrbild davon, einen Unsinn vorstellen, den man um jeden Preis, auch um des Wohles der Arbeitnehmer selbst willen, verhüten müsse. Vielleicht würde es sich auch für unsere Unternehmer lohnen, einmal über Robinson und Freitag nachzudenken.

Industriereportagen

Die Wahrheit ist nur allzu oft ein unangenehmer Begleiter. Was der junge Journalist H. Günter Wallraff zum Thema Industriereportage zu sagen hat, ist für die allmächtigen Herren vom Bundesvorstand der deutschen Industrie mehr als peinlich. Denn spätestens mit dem Erscheinen dieses Buches dürfte die schöne Phrase vom Arbeiterparadies in der Bundesrepublik als Zweckpropaganda erledigt sein. Wallraff hat sich nicht auf frisierte Betriebsbesichtigungen eingelassen, sondern hat als Hilfsarbeiter in verschiedenen westdeutschen Großbetrieben meist im Akkord geschuftet. Er stand am Fließband bei Ford, verdingte sich auf der Werft von Blohm und Voss, war in den Benteler-Werken und bei Thyssen tätig. Die Erfahrungen in den verschiedenen Betrieben ähneln einander. Am Fließband bei Ford erlebte Wallraff, wie raffiniert das Arbeitstempo gesteigert wurde. Als Produktionsfehler tarnte man dort Rationalisierungsmethoden auf Kosten der Arbeiter. Als in Köln bekannt wurde, daß Wallraff über seine Erfahrungen publizieren wolle, zitierte

man ihn zum „Hallengott“. Hier erfuhr Wallraff, daß nach der Privatmeinung des für das Arbeitstempo Verantwortlichen der bestbezahlte Autoarbeiter noch zu wenig verdient. Bei Blohm und Voss ermittelte Wallraff, daß jeder vierte Arbeiter im Jahr einen Unfall hat. Liest man, wie die Akkordhetze zur Mißachtung vieler unfallverhütenden Maßnahmen führt, so muß man wirklich fragen, ob es in der Hansestadt Hamburg keine Gewerbeaufsichtsämter und Unfallberufsgenossenschaften gibt und wenn es sie geben sollte, woran ja eigentlich nicht zu zweifeln ist, dann sei die ketzerische Frage erlaubt, was die dort tätigen Herrschaften eigentlich den lieben langen Tag treiben? Was Wallraff aus dem Werftbetrieb schildert, ist skandalös und erinnert an die Ausbeutungsmethoden des Frühkapitalismus im 19. Jahrhundert. Es paßt übrigens ins Bild, wenn Wallraff von Arbeitern berichtet, denen kommentarlos gekündigt wurde, weil sie auf Mißstände hingewiesen haben.

Wer bislang gutgläubig an den leicht erworbenen Verdienst des Industriearbei-

ters geglaubt hat – und es glauben genug Herrschaften daran, die noch nie eine Stempeluhr gesehen haben –, der wird hier eines Schlechteren belehrt. Die Problematik jeglicher Akkordarbeit wird von Wallraff deutlich gezeigt. Wer diesen auf die Dauer gesundheitsschädigenden Anforderungen nicht mehr gewachsen ist, muß erhebliche Lohninbußen in Kauf nehmen, ganz abgesehen davon, daß der fatalistische Ausspruch eines Betroffenen „Wir leben, um zu arbeiten“, einer Selbstaufgabe gleichkommt. Der junge Autor hat sich an ein völlig vernachlässigtes Thema herangemacht. Das ist verdienstvoll. Leider hat er das Rohmaterial seiner Aufzeichnungen kaum stilistisch bearbeitet, es bleibt ein etwas willkürliches Aneinanderreihen von Tatbeständen, die jedoch jeden Gewerkschafter alarmieren sollten.

Horst Hartmann

H. Günter Wallraff „Wir brauchen Dich“, Rütten & Loening Verlag, München

Aschenbrödel und Pechmarie

Die ungelernete Arbeiterin

Die Arbeitsgriffe mußte ich lernen, die Leute, die Umgebung, die Vorgesetzten waren mir fremd, und ich wußte nie genau, was sie alles von mir erwarteten, dazu meine Armschmerzen und der ständige und furchtbare Lärm der Flaschen und Maschinen, der mich fast wahnsinnig machte. Und das schlimmste: neun Stunden am Tag immer brav auf einem Fleck sitzen und ein und dieselbe Arbeit tun!" So schildert Karin, 16 Jahre alt, die ersten Eindrücke, die auf sie einströmten, als sie mit ihrer Berufstätigkeit als ungelernete Arbeiterin begann. Das Zitat steht in der Untersuchung „Die Einfügung der ungelerneten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß". Unter diesem trockenen Titel wurde kürzlich eine sehr gründliche und aufschlußreiche soziologische Untersuchung von Carola Möller veröffentlicht, die ohne jegliche Schönfärberei aufzeigt, wie sehr die ungelernete Arbeiterin in unserer Gesellschaft Aschenbrödel und Pechmarie in einem ist. (Carola Möller: Die Einfügung der ungelerneten Jungarbeiterin in den industriellen Arbeitsprozeß. Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan. 182 S., brosch. 20,40 DM.)

Die Ergebnisse, zu denen die Soziologin Dr. Carola Möller kommt, sind in der Tat erschreckend, allerdings nicht alle sehr neu. So, wenn sie feststellt, daß 14- bis 15jährige noch Kinder sind, die im Arbeitsprozeß überfordert werden, da sie in den meisten Fällen einen vollwertigen, für Erwachsene geplanten Arbeitsplatz zugewiesen bekommen. Außerdem stört die Berufstätigkeit ganz erheblich die altersgemäße Entwicklung des Kindes sowie des Jugendlichen, die sich in diesem Lebensabschnitt in einer „Übergangsphase" befinden. Die dafür typischen Verhaltensformen, wie Leistungsschwankungen, plötzlicher Stimmungswechsel, allgemeine Verhaltensunsicherheit und das Suchen nach dem „eigenen Ich", können im Arbeitsprozeß nicht hinreichend berücksichtigt werden. Anhaltende seelische Störungen sind die Folge. Die Verstandeskräfte entwickeln sich kaum weiter, die pubertäre Aggressivität wird konserviert, und eine frühreife Resignation bestimmt die Zukunftserwartungen.

Diese seelisch-geistigen Hemmnisse, die von einer zu frühen, von einer überfordernden und noch dazu meist eintönigen Berufstätigkeit herrühren, bewirken gleichzeitig, daß sich die junge Arbeiterin ihrer Situation gar nicht bewußt wird. So schreibt Carola Möller zutreffend: „Als Maßstab der ‚Angepaßtheit' wird der Grad der ‚Zufriedenheit' mit der Arbeit herangezogen, ein meines Erachtens ungeklärter Begriff, der in keiner Weise deutlich macht, inwieweit diese ‚Zufriedenheit' auf ‚Verdrängung' beruht." Sie zitiert dann den Soziologen Konrad Thomas: „Diese Verdrängung wirkt aber nicht aufhebend, sondern stört das Bewußtsein und schafft sich oft unerkannt Ausdruck." Daraus schlußfolgert die Verfasserin, daß die Zufriedenheit der



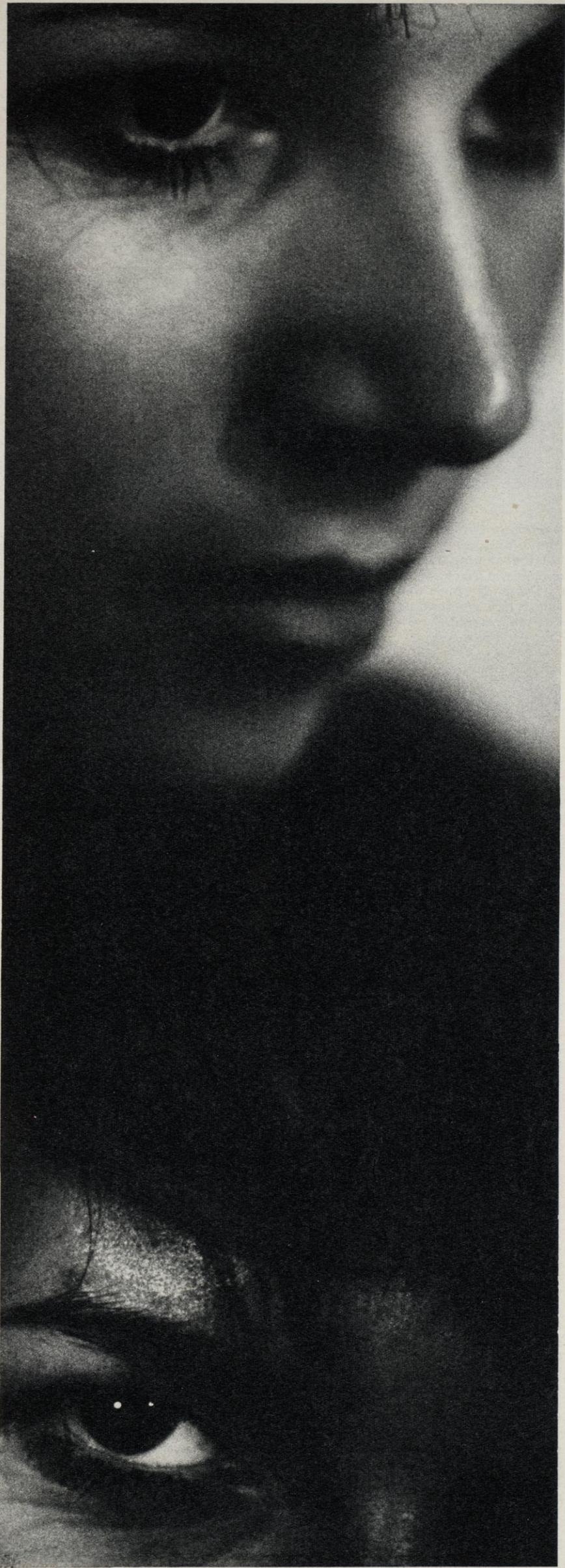


Foto: Hans Rudolf

Doppelporträt

Arbeitenden mit ihrer Arbeit nichts aussagt über die Auswirkungen der Arbeitsbedingungen auf die Eigenart der Menschen und ebenso wenig darüber, ob sie ihre sozialen und seelischen Bedürfnisse in der Arbeit befriedigen können.

Denkfutter für den Verstand gibt jedenfalls die monotone Arbeit nicht ab. Die adressierten Handgriffe gehen bald in Fleisch und Blut über, werden zur reinen Routine, die des Nachdenkens nicht mehr bedarf. Der Geist ist freigesetzt und flüchtet sich im Regelfall in eine Traumwelt fernab irdischer Realität und Verantwortung.

Die Fragen liegen nahe, und sie werden von Carola Möller auch gestellt: Soll man die heranwachsenden Mädchen überhaupt einer solchen Arbeitswirklichkeit aussetzen? Empfiehlt es sich nicht mehr, sie besser und länger – auch arbeitsorientierter – auszubilden? Muß man nicht dafür sorgen, daß sie von vornherein mehr sind als Ungelernte?

Die Industriebetriebe freilich trifft nicht allein – nicht einmal vorab – die Schuld an diesem trüben Sachverhalt. Hier zeigt sich vielmehr ein gesellschaftspolitisches Versagen unseres gesamten Gemeinwesens. Nicht nur, daß gemeinhin das törichte Vorurteil andauert, Mädchen brauchten nichts zu lernen, sie würden ja doch eines Tages geheiratet und fänden dann ihren Platz am „heimischen Herd“; nein, darüber hinaus setzt sich in der Bundesrepublik viel zu zögernd die Erkenntnis durch, daß Jugendliche unter 18 Jahren auf die Schulbank gehören und nicht in den Arbeitsprozeß. Hierzulande bereitet es aber schon Schwierigkeiten, ein neuntes Pflichtschuljahr zu verwirklichen – von einem zwölften ganz zu schweigen. Überdies zeichnet sich die Schule noch vielfach dadurch negativ aus, daß sie den Kindern ein Bild von der Arbeitswelt vermittelt, das auf geradezu groteske Weise veraltet anmutet. Carola Möller zitiert aus einem Gedicht von Hermann Claudius, das in fünf verschiedene Lesebücher aufgenommen wurde:

„Die blanke Pflugschar ist heilig. Heilig sind die Hände, die sie willig führen und mit bäuerlichem Bedacht.“

Nun ja, da fragt sich, ob selbst Rehwinkel seine Freude an diesem Poem hätte. Denn wo bleibt beim pferdegezogenen Pflug die Steuervergünstigung für das Dieselöl? Aber Spaß beiseite, denn spaßig ist dies keinesfalls. Ergab doch eine genaue Analyse von Lesebuchtexten, daß sie vielfach eine Flucht ins Unverbindliche, ins Vergangene darstellen; daß über die Technik kaum berichtet wird, und wenn, dann entweder in verkäuflicher oder in stark feindseliger, gefährdender Weise; daß die Welt der Lesebücher eine Welt der Männer ist und daß die Texte schließlich mehr zum Stillhalten und Ertragen als zum Handeln auffordern. Von Rebellion gegen Unrecht gar ist fast nirgendwo die Rede. Als Lesebuchideal wird noch immer der verinnerlichte Romantiker des 19. Jahrhunderts gepriesen.

Für ein derart fehlinformiertes Kind muß die heutige Arbeitswirklichkeit schockierend wirken. Die Soziologin Dr. Möller stellt denn auch folgerichtig die Frage zur Diskussion, ob es nicht angebracht wäre, eine polytechnische Ausbildung in den Schulunterricht mit einzubeziehen.

Noch weit bedenklicher allerdings als der arbeitsweltfremde Schulunterricht, wirkt sich in vielen Fällen der Einfluß des Elternhauses auf die Berufsentscheidung junger Mädchen aus, die ungelernete Arbeiterinnen werden. Dazu heißt es in der Untersuchung: „Die Familie versagt in ihrer Funktion, die sozial-kulturelle Persönlichkeit der Mädchen im Hinblick auf das Arbeitsleben zu gestalten. Der Vater ist kaum in der Lage, seinen Erlebnisbereich ‚Arbeitswelt‘ seiner Familie zu vermitteln.“ Weiter wird festgestellt, daß es den Eltern nur selten gelingt, den Jugendlichen konkretes Wissen und brauchbare Verhaltensweisen für die Arbeit mit auf den Weg zu geben. Von den für die Untersuchung befragten Mädchen wurden beispielsweise 85 v. H. ohne elterliche Anleitung ins Berufsleben geschickt.

Die Leichtfertigkeit, mit der viele Eltern die Begabungen ihrer Töchter ignorieren, zeigte sich bei einem Intelligenztest, den Carola Möller bei den von ihr befragten Mädchen vornahm. 8,2 v. H. dieser ungelerneten Arbeiterinnen wiesen dabei eine ausgesprochen gute Intelligenz nach und 21,5 v. H. eine durchschnittliche. Diese Mädchen hätten zumindest eine Lehre absolvieren können, wenn es nicht sogar – jedenfalls bei den 8,2 v. H. – für eine weiterführende Schule gereicht hätte.

Dieses Unvermögen einer ganzen Reihe von Eltern, die Begabung ihrer Kinder zu erkennen, ist einer der Hauptgründe, die für eine Gesamtschule sprechen, in der alle Kinder und Jugendliche – ihren Fähigkeiten entsprechend – bis zum 18. Lebensjahr gemeinsam unterrichtet werden. Grundkenntnisse und Grundfertigkeiten für den späteren Beruf müßten dann in diesen Unterricht mit einbezogen werden. So weit geht Dr. Carola Möller in ihren Schlußfolgerungen allerdings nicht. Immerhin ergibt aber ihre soziologische Untersuchung, daß jedes 4. bis 5. schulentlassene Mädchen ungelernete Arbeiterin wird. Und sie verfiert mutig ihre Überzeugung, daß diesen Jugendlichen die Chance vorenthalten wird, als sozial-kulturelle Persönlichkeit in die sie umgebende Gesellschaft hineinzuwachsen. Den Politikern im Lande ist anzuraten, die gründliche und aufschlußreiche Untersuchung von Carola Möller von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam zu studieren. Dann wird vielleicht die noch offene Frage beantwortet, ob es ein demokratisches Gemeinwesen verantworten kann, Millionen junger Mädchen für ihr ganzes Leben in die Rolle eines Aschenbrödel und einer Pechmarie zu verbannen.

Gunther Heyder

Albee à la Hollywood

Die Verfilmung des Bühnenstückes „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“

Insgesamt dreizehnmal für den Oscar nominiert ist das anspruchsvolle Leinwanddebüt des Amerikaners Mike Nichols, eine Theaterverfilmung, die – bedingt durch die Gattung – nicht ganz Fisch und nicht ganz Fleisch ist. Sicher, in der inzwischen recht stattlich gewordenen Reihe der Adaptationen von Bühnenstücken für die Kinoleinwand gehört „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ zu den relativ gelungenen Experimenten. Denn ein Experiment muß so ein Unternehmen zwangsläufig bleiben, da es eine Mischung aus zwei verschiedenen künstlerischen Medien und Stilformen ist. Laurence Olivier hat vor mehr als zwanzig Jahren ein geniales Musterbeispiel für eine Theaterverfilmung gegeben mit Shakespeares „Heinrich V.“, wo er beide Ebenen – die der Bühne und die des Films – in geistiger Subtilität und künstlerischer Konsequenz nahtlos verband.

Mike Nichols geht da anders vor. Er behandelt das Bühnenstück wie einen Filmstoff, ohne sich genügend darüber klar zu sein, daß der Realismus auf der Bühne anderen Gesetzen als im Film folgt: Was dort durch die Form der bewußten Demonstration, des Darstellens letztendlich im Kopf des Zuschauers Gestalt annimmt, muß hier in der sehr viel direkteren Form der dokumentierten Wirklichkeit andere, subtiler unauffällige Dimensionen erreichen. Ein Film läßt sich nicht „in Szenen setzen“, er muß einen nahtlosen Ausschnitt der Realität vermitteln. Nichols, von Haus aus Kabarettist, seit einigen Jahren jedoch vielbeschäfteter Broadway-Regisseur moderner Theaterstücke, hat sich allzusehr am Hollywood-Stil vergangener Jahre orientiert. Ob Außen- oder Innenaufnahmen – man atmet immer Kulissenluft, die überaus expressiv sprechenden und agierenden Schauspieler –, das alles ist so unendlich gut gemeint und geht haarscharf an den Intentionen des Stückes vorbei.

Edward Albees hervorragendes, Mißstände unserer modernen Gesellschaft decouvierendes Bühnenstück hat in der Filmversion Entscheidendes verloren: die dramatische Wucht, die sich aus dem Kontrast der stilisierenden Form des Theaters und dem exzessiv realistischen Inhalt ergibt, wird in der Verfilmung nur in wenigen Augenblicken erreicht. Dabei kann man dem Regisseur und seinen Darstellern Elizabeth Taylor und Richard Burton keineswegs den Vorwurf machen, sie hätten sich die Sache allzu leicht gemacht; im Gegenteil: die Intensität ihrer Arbeit verdient ohne Einschränkung höchstes Lob. Noch nie sah man von der Taylor ein so hinreißend temperamentvolles und engagiertes Spiel, noch nie Burton so diszipliniert und nuanciert. Dennoch: die böse, beklemmende Geschichte von der Ehehölle des Dozenten George und seiner völlig dem Alkohol verfallenen Frau Martha, die ständigen Selbstpeinigungen und Lebenslügen der beiden Partner wird bei Nichols zu einem erschrecklichen Ehedrama eines Mini-Strindberg. Und genau das hat Albee nicht beabsichtigt. Für die Verfilmung dieses Stoffes kann man heute nur die Form der abstrahierenden Parabel wählen – wie beispielsweise Polanskis „Kamelbach“.

Frauke Hanck



Nach langem Suchen fand Autor, Regisseur und Produzent Hansjürgen Pohland für die Verfilmung der Günter-Grass-Novelle „Katz und Maus“ seine Idealbesetzung: Lars und Peter Brandt, die Söhne des deutschen Außenministers und Vizekanzlers, verkörpern gemeinsam die Figur des Schülers Mahlke. Lars Brandt spielt den jungen Mahlke, Peter Brandt den älteren. Der Film wurde 1966, während der Sommerferien der beiden Brandt-Söhne, im heutigen Gdansk gedreht.

Michael Hintermwald

Die sogenannte „Deutschland-Stiftung“ hat für die Verleihung des Konrad-Adenauer-Preises an Dr. Freund, Bernd von Heiseler und den Schweizer Publizisten Dr. Armin Mohler in der in- und ausländischen Presse fast durchweg schlechte Zensuren bekommen. Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier und andere Ehrengäste der Münchner Veranstaltung mußten sich sagen lassen, daß sie gut daran getan hätten, sich vorher zu informieren, wem sie ihren guten Namen da als Aushängeschild andienten. Indessen ist die Geschichte noch nicht zu Ende, und auf die Tragödie folgt streng nach dramaturgischen Regeln jetzt das Satyrspiel. Die allgemein als rechtsradikal geltende „Deutsche Nationalzeitung“ vermerkt mit Genugtuung, daß der umstrittene Preisträger Dr. Mohler ihr Mitarbeiter sei und unter dem Pseudonym Michael Hintermwald in der Nationalzeitung „bedeutsame demokratische Akzente“ gesetzt habe.

Das befreiende Lachen, ansonsten Sinn und Zweck des Satyrspiels, mag sich diesmal nur bei Rechtsdenkenden einstellen. Bei ihnen freilich mit schadenfreudigen Untertönen vermischt. Dem rechtenden Demokraten muß das Lachen in der Kehle steckenbleiben. Betreten fragt er sich, wie es möglich gewesen sei, daß ein Mann wie der allem Extremen gewiß abholde Altbundeskanzler so hinter Licht geführt wurde. Undenkbar, daß er wissentlich der Verleihung des Konrad-Adenauer-Preises an einen Mitarbeiter der Nationalzeitung zugestimmt haben könnte!

Indessen, wer an Täuschung glaubt, der hat sich leider getäuscht. Inzwischen wurde bekannt, daß der Bonner Publizist und Redakteur des Rheinischen Merkur, Paul Wilhelm Wenger, Konrad Adenauer vor der Preisverleihung über die Person des Dr. Mohler informiert und auf mögliche Auswirkungen einer öffentlichen Ehrung, vor allem in der Schweiz, aufmerksam gemacht hat.

Was soll man davon halten? Wenger ist ein integerer Journalist. Kein Zweifel, daß er die Wahrheit sagt. Aber auch Dr. Adenauer ist ein integerer Mann. Aus

diesem Konflikt erlöst uns kein anderer als der Altbundeskanzler selbst. In einem Antwortbrief an Wenger legt er klar, daß er zum Zeitpunkt der Unterredung mit Wenger zwar bereits die Verleihungsurkunden unterschrieben, diese aber nicht gelesen habe, da er in großer Eile gewesen sei. So habe er, als er die Warnung des Journalisten mit der Antwort beschied, er kenne die Preisträger ja noch gar nicht, subjektiv die Wahrheit gesagt. Im übrigen, so schreibt Dr. Adenauer, habe es sich bei der Preisverleihung in München um eine „sehr gute Feier“ gehandelt, bei der „nicht die Preisgekrönten die Hauptsache waren, sondern der Zweck der Veranstaltung“.

Trefflich geantwortet! Jeder wird Dr. Adenauer in seiner Situation begreifen. Weiß man doch aus dem täglichen Leben, was der Mensch alles ungelesen unterschreibt, wenn er in Eile ist. Es scheint, daß dieses Phänomen ganz allgemein bisher viel zu wenig berücksichtigt wurde. Wie viele bittere Vorwürfe wurden zum Beispiel gegen den früheren Verteidigungsminister Strauß wegen des Starfighterankaufes schon erhoben. Ungeachtet dessen, denn niemand hat bisher die Möglichkeit auch nur in Betracht gezogen, daß er ja gerade in Eile gewesen sein könnte, als er den Kaufvertrag unterschrieb. Und dann die Geschichte mit dem Schützenpanzer HS 30, die gerade jetzt wieder aufgewärmt wird. Wer immer die Verantwortung für den Millionenverlust trägt, der der Bundesrepublik aus diesem Geschäft entstanden ist, der Mann könnte in Eile gewesen sein. Vieles in der politischen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre, was bisher dunkel und unverständlich blieb, könnte unter diesem interessanten Aspekt eine ganz einfache Erklärung finden. Der Altbundeskanzler hat uns hier einen Fingerzeig gegeben, für den wir ihm dankbar sein müssen. Die Preisverleihung an den Mitarbeiter der Nationalzeitung, Michael Hintermwald, wird hoffentlich bewirken, daß dem bundesdeutschen Michel die Augen geöffnet werden.

Gerd Angermann

Pohlands Dingsbums

Zu seiner Verfilmung der Grass-Novelle „Katz und Maus“

Kein Film hat in jüngster Zeit in der Bundesrepublik so viel Verwirrung gestiftet wie Hansjürgen Pohlands „Katz und Maus“. Und das alles, lange bevor der Film in den Kinos zu besichtigen war. Publicity auf dem Parkett der hohen Politik – Herr Pohland mag darauf spekuliert haben, als er die Brandt-Söhne Lars und Peter für die Hauptrolle engagierte. Dennoch ist die Brisanz, mit der dieser Wirbel so schick abrollte, in nichts gerechtfertigt. Denn der Film ist – gelinde gesagt – eine sehr herbe Enttäuschung, ein Konglomerat von Szenen, deren Dramaturgie chaotisch ist, ein aufwendiges Stückwerk zum strapazierten Thema „bewältigte Vergangenheit“.

Die Rechnung mit dem Experiment der Gleichschaltung, des Ineinandergreifens von Gegenwart und Vergangenheit ging nicht auf. Dabei fängt der Film so wunderbar an: Pilez fährt im Sportwagen, mehr als zwanzig Jahre nach Kriegsende, an die Stätten seiner Jugend zurück, über sommerliche Landstraßen, deren Wegweiser in polnischer Sprache beschriftet sind, bis in das mit so viel Sorgfalt wiederaufgebaute Danzig – heute Gdansk – hinein. Dem Kameramann Wolf Wirth gelingen dabei herrliche Fahrten und Schwenks: alles sieht aus wie früher, und dennoch wird nicht Verklärung, nicht pathetisches Heimatgefühl heraufbeschworen, sondern es bleibt Distanz, das Bewußtsein des Heute ist präsent. Auf dem Hof der alten Schule, die Pilez in den Kriegsjahren besuchte, setzt die erste direkte optische Konfrontation mit der Vergangenheit ein: Seine Klassenkameraden, die frechen Jungen von damals, stehen plötzlich um ihn herum, und der erwachsene Pilez spricht mit ihnen genau die Texte, die er mit ihnen an irgendeinem Sommertag vor mehr als zwanzig Jahren sprach. Bis zu dieser Szene überzeugt Pohland, fasziniert seine kühle Methode von der absoluten Verschmelzung von Gegenwart und Vergangenheit. Doch im weiteren Verlauf fügt sich die Figur des erwachsenen Pilez nicht mehr nahtlos in das Geschehen der Erinnerung ein, sondern greift gewissermaßen als Außenstehender ein. Dadurch ergibt sich eine Verschiebung der Ebenen, die nicht selten unfreiwillig komische Wirkungen zeigt, die aber größtenteils stört und die Fabel des Films zerstört.

Sicher ist die Möglichkeit, die sich mit „Katz und Maus“ hier zum Problem der Literaturverfilmung ankündigt, nicht nur interessant, sondern auch künstlerisch ergiebig. Das Zitieren und Andeuten, das Pohland vorgeschwebt haben mag, ist ein sehr gutes Prinzip, weil auf diese Weise beiden Medien, der Literatur und dem Film, gleichmäßig Rechnung getragen werden kann. Im Falle von „Katz und Maus“ aber scheint mir das von vornherein ein Versuch am untauglichen Objekt; denn die Vitalität und barocke Kraft der Novelle, die farbige Frechheit, der kraftvolle Esprit müssen dabei zwangsläufig auf der Strecke bleiben. Pohlands Bemühungen ähneln denen des Pennälers Mahlke, der seinen übergroß geratenen Adamsapfel erst hinter einem riesigen Puschschlipsis und dann hinter dem Ritterkreuz, dem „Dingsbums“, das er einem Kapitänleutnant entwendet hat, geschickt versteckt. Hansjürgen Pohlands Film ist ein ebensolches Dingsbums, hinter dem er die von ihm nicht bewältigte Schwierigkeit der intellektuellen Koordination der Verfremdung verbirgt.

Frauke Hanck

Die 10. Muse

Zu den Essener Kabarett-Tagen

Unter dem Motto „Rendezvous mit der 10. Muse“ gingen im Essener Jugendzentrum zum dritten Male die „Kabarett-Tage“ über die Bühne. Schlankweg möchte ich behaupten: Diese Kabarett-Tage sind die anregendste kulturelle Veranstaltung, die in Deutschland geboten wird. Da das politische Kabarett nur in Deutschland existiert – eine der wenigen Einmaligkeiten, auf die wir stolz sein können –, gibt es im Ausland nichts Vergleichbares. Die Essener Initiatoren sind also zu ihrer Idee, einmal im Jahr die besten Laien-Kabarettisten einzuladen, zu beglückwünschen.

Vierundzwanzig Kabarettisten hatten sich um die Teilnahme beworben (wie erfreulich, daß es so viele gibt!), doch nur neun konnten sich qualifizieren. Was diese neun Gruppen dann an zwei Tagen boten, war so witzig, intelligent und aggressiv, daß ich nicht darum herumkomme, festzustellen: Viele Darbietungen professioneller Kabarettisten wirken dagegen flau.

Diese Jungen und Mädchen im Alter von 15 bis 25 Jahren, Schüler und Studenten meist, bewiesen echte Unabhängigkeit von allen kommerziellen Überlegungen, ungefiltert polemisch attackierten sie die Mißstände in unserem Land, sie sind nicht vom „gesunden deutschen Volksempfinden“ angekränkt, und da die zahlreichen Zuschauer ihnen stürmisch applaudierten, könnte fast die Hoffnung keimen, dieses Volksempfinden sei im Begriff sich zu verändern, sei nun plötzlich gegen die Todesstrafe, gegen den § 175, gegen demagogische Kirchenpolitik, gegen den Vietnam-Krieg, gegen die Notstandsgesetze, gegen die Bonner Klüngelition, gegen die intellektuelle Dürftigkeit des Bundespräsidenten, gegen die Diffamierung von Minderheiten. Aber dieser Schein trügt leider, denn wer zu diesem „Rendezvous mit der 10. Muse“ kam, erhoffte sich von vornherein ein Ventil für sein Mißbehagen, war von vornherein mit den Kabarettisten einig. Und dieser Umstand bewog bekanntlich das ARD-Fernsehen, die unbequeme Kabarett-Sendung „Hallo, Nachbarn!“ abzuwürgen. Das „gesunde Volksempfinden“ sollte nicht mit Angriffen auf die Obrigkeit und auf mächtige Interessenverbände konfrontiert werden. Denn auch berechtigte Angriffe, berechtigte Kritik stellen sich dem „Volksempfinden“ als empörende „Nestbeschmutzung“ dar. Da es also scheinbar zu den Verpflichtungen der Fernsehintendanten gehört, kritische Denkprozesse, die auf das Volk übergreifen könnten, zu stoppen, wird es wohl nie klar werden, daß nicht jener der Nestbeschmutzer ist, der auf den Dreck im Nest hinweist, sondern der, der ihn gemacht hat. Wenn – zum Beispiel – im Stadtparlament von Roth bei Nürnberg die CSU und die FDP eine Koalition mit der NPD eingehen und ein Kabarettist greift daraufhin die CSU und FDP an, so ist es schließlich nicht er, der sich mit den Nachkommen einer Mörderbande befreundet.

Das „Perpendikel-Theater“ aus Berlin bestand vorwiegend aus Schülern des renommierten „Französischen Gymnasiums“. Was diese drei Mädchen und sechs Jungen vortrugen, hatte Charme und Witz. Wie ich hörte, ist der Leiter dieses reizenden Schüler-Kabarett ein Studienrat. Beneidenswerter Studienrat! Beneidenswerte Schüler!

Das „Heidelberger Studenten-Kabarett“ brachte Ausschnitte aus seinem Programm „Parlamentarier, wollt ihr ewig

leben?“ – eine leider etwas zähflüssige Satire auf das Bunkerleben der Parlamentarier in künftigen Notstandszeiten. Vorzüglich jedoch das „Notstandswort zum Sonntag“!

„Die Poli(t)zisten“ aus Mainz glänzten mit zwei Stücken: dem „Tag des deutschen Grundgesetzes“ und einer sehr gelungenen Parodie Heinrich Lübkes.

Schon im vorigen Jahr waren sie dabei und konnten nicht so recht gefallen, doch

in diesem Jahr steigerten sie sich zu einer reifen Leistung: Die Kabarettisten der „Trampelmuse“ aus Krefeld. Das Duett „Beruhigend“, vorgetragen von Kay Herbst (kein Herr, eine Dame!) und Gerd Rudolph, hatte großes Kabarettformat. „Der nächste Weltkrieg dauert nur 'ne halbe Stunde“ war der Refrain dieses Songs, und diese sicherlich wahre Behauptung, heiter bis schmolend gesungen und daher von makabrer Wirkung,

Fotos: Schlagmann 1/Hüster 2

verdichtete sich zu einer harten Warnung vor dem Krieg.

Das mit Abstand bestechendste Kabarett-Ensemble, das es in Deutschland gibt (dabei schließe ich die Berufskabarettisten nicht aus!), kam aus Köln. „Floh de Cologne“ nennt es sich und besteht aus fünf Studenten, einer Dame und vier Herren. Hier drängt es mich, einen Namen mit besonderem Nachdruck zu nennen: Gerd Wollschon! Die Texte, die dieser junge Mann geschrieben hat, degradieren einen Kabarettisten wie Wolfgang Neuss zu einem Spaßmacher. Wollschons Wortkombinationen sind von sprach-artistischem Glanz, keine Belletristik, schon eher Mauvaistik (böse Literatur), aber eben Literatur. Hinzu kommt seine Fähigkeit, die Texte mitreißend, obwohl unterkühlt, zu artikulieren. Seine Stücke „SPDeia“, „Definition I. und II.“ und „Gesetz den Fall“ sind die besten, die ich bisher gehört habe. Die anderen Mitglieder des Ensembles, Britta Baltruschat, Markus Schmidt und Hans-Jörg Frank zeigten ebenfalls eine konzentrierte, prachtvolle Leistung. „Floh de Cologne“ und Gerd Wollschon, das sind Namen, die wir uns merken müssen!

„Die NiveauHILISTEN“, das „melo-literarische Kabarett“, existiert in Essen. Sehr jung noch die drei Mitglieder, sicher keines über achtzehn, besonders faszinierend Barb Sewien, deren Song „Müllabfuhr“ – sie begleitete sich selbst auf dem Flügel – an die Texte von Tucholsky erinnerte. Eine Nummer im Programm beschäftigte sich gemäßigt bissig mit dem Oberbürgermeister Essens, der in der ersten Reihe saß und böse Miene zum bösen Spiel machte.

„Die Hammersänger“ aus Berlin, das sind zwei hochgewachsene, stattliche Männer, deren „Wort zum Sonntag“ nichts an Schärfe zu wünschen übrig ließ. Eine junge Zuschauerin war schockiert, nannte es antichristlich, irrt jedoch, denn dies Stück war antikerikal – ein Unterschied, nicht wahr?

Zuletzt trat „Das faule Ei“ aus Hamburg auf. Zwei Studenten und ein junger Lehrer demonstrierten perfektes musikalisches Kabarett. „Bleibe im Lande und wehre dich redlich“ hieß das Programm. Sie wehren sich wirklich redlich, und solange sie dafür – wie in Essen – zustimmenden Applaus bekommen, solange ihnen nicht von hochgestellten Nestbeschmutzern das Wort verboten wird, werden sie auch im Lande bleiben können.

Zeus, so wissen wir aus der Mythologie, hatte neun Töchter – die Musen. Es steht dem Kabarett gut an, einfach zu postulieren, ihm sei die 10. Muse hold. Das muß eine uneheleiche Tochter des Zeus' gewesen sein, die kesse Kabarettistin, keß und frech schon deswegen, weil sie in der Minderheit war, weil sie sich gegen ihre neun hochmütigen Schwestern durchsetzen mußte. Auch die Kabarettisten sind in der Minderheit, sie schwimmen gegen den übelriechenden Strom des „gesunden Volksempfindens“, ihr Spott dient der Vernunft und damit – ob es eine vernagelte Obrigkeit nun wahrhaben will oder nicht – der Gesellschaft, in der wir leben.

Philipp Wiebe



„Floh de Cologne“



„Hammersänger“

„Perpendikel-Theater“





Blick aus der alten Mühle

Im Fotolabor



**In
einer
kleinen
Stadt**



Nun singt mal schön...

In der Bastelstube



In der kleinen Industriestadt Sulzbach-Rosenberg in der Fränkischen Alb hängt ein Schaukasten, auf dem die Jugendgruppe der IG Metall ihre Veranstaltungen bekanntgibt. Mancher Einwohner bleibt davor stehen und schaut sich an, was die jungen Leute für die nächste Zeit vorhaben. Aha, nun treten sie öffentlich gegen die Notstandsgesetze auf, vor einiger Zeit riefen sie zur Antikriegskundgebung auf. Mensch, was die alles machen: Forumgespräche, Studien- und Urlaubsfahrten, Zeltlager, Theaterbesuche, Elternabende, Bastelabende, Vorträge über China und noch vieles andere mehr. Kein Wunder, daß von dieser Gruppe in der kleinen Stadt geredet wird. Diese kleine Stadt hat ja auch eine lange gewerkschaftliche Tradition. Sehr viele Metallarbeiter, die im Hüttenwerk arbeiten, sind in der IG Metall. 1933 wurde diese Tradition unterbrochen, aber nach 1945 waren die Gewerkschaften wieder da und mit ihnen auch die Jungen. Zuerst trafen sie sich in Gasthäusern, dann konnten sie endlich eine Baracke mit fünf Räumen erwerben. Nach einigen Jahren wurde diese abgebrochen. Guter Rat war nun teuer, denn die so intensiv angefangene Arbeit kam etwas ins Stokken.

Aber die Jungen ließen nicht locker. Mit Unterstützung von vielen Seiten erwarben sie Ende 1957 ein altes Mühlengebäude mit zwar sehr alten, aber doch vielen Räumen, die im Lauf der Jahre zu einem schönen Jugendheim ausgebaut wurden.

Und so sieht es heute mit der Arbeit für die Jugend aus: Vier Gruppen, die ständig zusammenarbeiten, ein Arbeitskreis junger Gewerkschafter, zu deren Veranstaltungen auch junge Menschen aus anderen Gewerkschaften kommen, fünf Hobbygruppen, längst sind es über hundert junge Menschen geworden, die ständige Gäste im Heim der IG Metall sind. Täglich ab 16 bis 22 Uhr finden sie dort reichhaltig Gelegenheit, ihren Neigungen und ihrem Lerneifer nachzugehen. Franz Kick, der Jugendleiter, sagte uns, daß es ihm mehr auf die Qualität als auf die Quantität ankomme. Aber am liebsten möchte er alle Jugendlichen der Stadt in seinem Heim haben, denn er glaubt an die Jugend. Dieser Glaube gibt ihm und den jungen Funktionären auch die Kraft, ihre volle Freizeit in den Dienst der Jugendarbeit zu stellen. Die Erfolge können sich sehen lassen.

Fotos: Udo Hoffmann



Das Programm wird geschrieben

Woche vom 23.10. - 29.10.1966

HEIMABENDE

Datum	Uhrzeit	Gruppe	Thema - Veranstaltung	Leitung
Montag, 24.10.66	19.00 Uhr	II	"Horoskop - unser Leitbild"	M. DÜTSCH H. WALTER
Dienstag, 25.10.66	19.00 Uhr	III	"Sport als Massenmedium"	H. PUFF
Mittwoch, 26.10.66	20.00 Uhr	Arb.Kr.	"Aktuelles Zeitgeschehen"	F. KICK
Donnerstag, 27.10.66	20.00 Uhr	Mädchen	"Frauenarbeit leicht oder schwer"	F. KICK
Freitag, 28.10.66	18.00 Uhr	I	"Weltmacht China"	H. KOPP G. LOBODDA W. RING

HOBBYGRUPPEN

Montag, 24.10.66	20.30 Uhr	Theater	"Das Hörrohr"	R. RICHTER
Dienstag, 25.10.66	18.30 Uhr	Foto	"Wir sehen unsere Stadt"	G. PIRNER
Donnerstag, 27.10.66	16.30 Uhr	Sport	Fußballtraining	K. REYZL M. DÜTSCH
Donnerstag, 27.10.66	19.30 Uhr	Basteln	Praktische Arbeiten	W. HERING
Donnerstag, 27.10.66	20.30 Uhr	Theater	"Das Hörrohr"	R. RICHTER

SONSTIGE VERANSTALTUNGEN

Freitag, 26.10.66	20.00 Uhr	Englisch-Kurs		H. MÜLLER
Samstag, 29.10.66	13.00 Uhr	Sportfest mit der Jugendgruppe der IG Metall Amberg		
	16.00 Uhr	Tischtennisausscheidung in der Turnhalle		
	19.00 Uhr	Fußballvergleichskampf im Stadion		
		Siegerehrung und Tanz im Kettelerhaus		
		Schirmherrschaft: Bürgermeister GÖTH		

ACHTUNG:

Donnerstag, 27.10.66	19.30 - 20.00 Uhr	Bücherausgabe	Ch. SCHALLER
----------------------	-------------------	---------------	--------------

Daniel, der Gerechte

Erzählung von Heinrich Böll

Solange es dunkel war, konnte die Frau, die neben ihm lag, sein Gesicht nicht sehen, und so war alles leichter zu ertragen. Sie redete seit einer Stunde auf ihn ein, und es war nicht anstrengend, immer wieder „ja“ oder „ja, natürlich“ oder „ja, du hast recht“ zu sagen. Es war seine Frau, die neben ihm lag, aber wenn er an sie dachte, dachte er immer: die Frau. Sie war sogar schön, und es gab Leute, die ihn um sie beneideten, und er hätte Grund zur Eifersucht gehabt – aber er war nicht eifersüchtig; er war froh, daß die Dunkelheit ihm den Anblick ihres Gesichtes verbarg und es ihm erlaubte, sein Gesicht entspannt zu lassen; es gab nichts Anstrengenderes, als den ganzen Tag, solange Licht war, ein Gesicht aufzusetzen, und das Gesicht, das er am Tage zeigte, war ein aufgesetztes Gesicht.

„Wenn Uli nicht durchkommt“, sagte sie, „gibt's eine Katastrophe. Marie würde es nicht ertragen, du weißt ja, was sie durchgemacht hat. Nicht wahr?“ „Ja, natürlich“, sagte er, „ich weiß es.“

„Sie hat trockenes Brot essen müssen, sie hat – es ist eigentlich unverständlich, wie sie es hat ertragen können –, sie hat wochenlang in Betten gelegen, die nicht bezogen waren, und als sie Uli bekam, war Erich noch als vermißt gemeldet. Wenn das Kind die Aufnahmeprüfung nicht besteht: ich weiß nicht, was passiert. Hab' ich recht?“

„Ja, du hast recht“, sagte er.

„Sieh zu, daß du den Jungen siehst, bevor er die Klasse betritt, in der die Prüfung stattfindet – sag ihm ein paar nette Worte. Du wirst tun, was du kannst, wie?“

„Ja“, sagte er.

An einem Frühlingstag vor dreißig Jahren war er selbst in die Stadt gekommen, um die Aufnahmeprüfung zu machen: Rot war an diesem Abend das Sonnenlicht über die Straße gefallen, in der seine Tante wohnte, und dem Elfjährigen schien es, als kippe jemand Glut über die Dächer hin, und in Hunderten von Fenstern lag dieses Rot wie glühendes Metall.

Später, als sie beim Essen saßen, lag grünliche Dunkelheit in den Fensterhöhlen, für die halbe Stunde, in der die Frauen zögern, Licht anzuknipsen. Auch die Tante zögerte, und als sie am Schalter drehte, schien es, als habe sie das Signal für viele hundert Frauen gegeben: Aus allen Fenstern stach plötzlich das gelbe Licht in die grüne Dunkelheit; wie harte Früchte mit langen gelben Stacheln hingen die Lichter in der Nacht.

„Wirst du es schaffen?“ fragte die Tante, und der Onkel, der mit der Zeitung in der Hand am Fenster saß, schüttelte den Kopf, als halte er diese Frage für beleidigend.

Dann machte die Tante sein Bett auf der Küchenbank zurecht, eine Steppdecke war die Unterlage, der Onkel gab sein Oberbett, die Tante ein Kopfkissen her. „Bald wirst du ja dein eigenes Bettzeug hier haben“, sagte die Tante, „und nun schlaf gut. Gute Nacht!“

„Gute Nacht“, sagte er, und die Tante löschte das Licht und ging ins Schlafzimmer.

Der Onkel blieb und versuchte so zu tun, als suche er etwas; über das Gesicht des Jungen hinweg tasteten seine Hände zur Fensterbank hin, und die Hände, die nach Beize und Schellack rochen, kamen von der Fensterbank zurück und tasteten wieder über sein Gesicht; bleiern lag die Schüchternheit des Onkels in der Luft, und ohne gesagt zu haben, was er sagen wollte, verschwand er im Schlafzimmer. „Ich werde es schaffen“, dachte der

Junge, als er allein war, und er sah die Mutter vor sich, die jetzt zu Hause strickend am Herd saß, hin und wieder die Hände in den Schoß sinken ließ und ein Stoßgebet ausatmete zu einem der Heiligen hin, die sie verehrte: Judas Thaddäus – oder war für ihn, den Bauernjungen, der in die Stadt aufs Gymnasium sollte, Don Bosco zuständig?

„Es gibt Dinge, die einfach nicht geschehen dürfen“, sagte die Frau neben

ihm, und da sie auf Antwort zu warten schien, sagte er müde „ja“ und stellte verzweifelt fest, daß es dämmerte; der Tag kam und brachte ihm die schwerste aller Pflichten: sein Gesicht aufzusetzen. „Nein“, dachte er, „es geschehen genug Dinge, die nicht geschehen dürften.“ Damals, im Dunkeln auf der Küchenbank, vor dreißig Jahren, war er so zuversichtlich gewesen: Er dachte an die Rechenaufgabe, dachte an den Aufsatz, und er



war sicher, daß alles gut werden würde. Sicher würde das Aufsatzthema heißen: „Ein merkwürdiges Erlebnis“, und er wußte genau, was er beschreiben würde: den Besuch in der Anstalt, wo Onkel Thomas untergebracht war; grün-weißgestreifte Stühle im Sprechzimmer, und der Onkel Thomas, der – was man auch immer zu ihm sagte – nur den einen Satz sprach: „Wenn es nur Gerechtigkeit auf dieser Welt gäbe.“

„Ich habe dir einen schönen roten Pull-over gestrickt“, sagte seine Mutter, „du mochtest doch rote Sachen immer so gern.“

„Wenn es nur Gerechtigkeit auf dieser Welt gäbe!“ Sie sprachen übers Wetter, über Kühe und ein wenig über Politik, und immer sagte Thomas nur den einen Satz: „Wenn es nur Gerechtigkeit auf dieser Welt gäbe!“

Und später, als sie durch den grüngetünchten Flur zurückgingen, sah er am Fenster einen schmalen Mann mit hängenden Schultern, der in den Garten hinausblickte.

Kurz bevor sie die Pforte passierten, kam ein sehr freundlich, liebenswürdig lächelnder Mann auf sie zu und sagte: „Madame, bitte vergessen Sie nicht, mich mit Majestät anzureden“, und die Mutter sagte leise zu dem Mann „Majestät“. Und als sie an der Straßenbahnstation standen, hatte er noch einmal zu dem grünen Haus, das zwischen den Bäumen verborgen lag, geblickt, den Mann mit den hängenden Schultern am Fenster gesehen, und ein Lachen klang durch den Garten hin, als zerschneide jemand Blech mit einer stumpfen Schere. „Dein Kaffee wird kalt“, sagte die Frau, die seine Frau war, „und iß doch wenigstens eine Kleinigkeit.“

Er nahm die Kaffeetasse an den Mund und aß eine Kleinigkeit.

„Ich weiß“, sagte die Frau und legte die Hand auf seine Schulter, „ich weiß, daß du wieder über deine Gerechtigkeit nachgrübelst, aber kann es ungerecht sein, einem Kind ein wenig zu helfen? Du magst doch Uli?“

„Ja“, sagte er, und dieses Ja war aufrecht; Er mochte Uli; der Junge war zart, freundlich und auf seine Weise intelligent, aber es würde eine Qual für ihn sein, das Gymnasium zu besuchen: Mit vielen Nachhilfestunden, angefeuert von einer ehrgeizigen Mutter, unter großen Anstrengungen und mit viel Fürsprache würde er immer nur ein mittelmäßiger Schüler sein. Er würde immer die Last eines Lebens, eines Anspruchs tragen müssen, der ihm nicht gemäß war.

„Du versprichst mir, etwas für Uli zu tun, nicht wahr?“

„Ja“, sagte er, „ich werde etwas für ihn tun“, und er küßte das schöne Gesicht seiner Frau und verließ das Haus. Er ging langsam, steckte sich eine Zigarette in den Mund, ließ das aufgesetzte Gesicht fallen und genoß die Entspannung, sein eigenes Gesicht auf der Haut zu spüren. Er betrachtete es im Schaufenster eines Pelzladens; zwischen einem grauen Seehundfell und einer gefleckten Tigerhaut sah er sein Gesicht auf dem schwarzen Samt, mit dem die Auslage verkleidet war: das blasse, ein wenig gedunsene Gesicht eines Mannes um die Mitte Vierzig – das Gesicht eines Skeptikers, eines Zynikers vielleicht; weißlich kräuselte sich der Zigarettenqualm um das blasse, gedunsene Gesicht herum. Alfred, sein Freund, der vor einem Jahr gestorben war, hatte immer gesagt: „Du bist nie über einige Ressentiments hinweggekommen – und alles, was du tust, ist zu sehr von Emotion bestimmt.“

Alfred hatte das Beste gemeint, er hatte sogar etwas Richtiges sagen wollen, aber mit Worten konnte man einen Menschen nie fassen, und für ihn stand fest, daß Ressentiments eins der billigsten, eins der bequemsten Worte war.

Damals, vor dreißig Jahren, auf der Bank in der Küche der Tante hatte er gedacht: Einen solchen Aufsatz wird keiner schreiben; ein so merkwürdiges Erlebnis hat bestimmt keiner gehabt, und bevor er einschief, dachte er andere Dinge: Auf dieser Bank würde er neun Jahre lang schlafen, auf diesem Tisch seine Schulaufgaben machen, neun Jahre lang, und diese Ewigkeit hindurch würde die Mutter zu Hause am Herd sitzen, stricken und Stoßgebete ausatmen. Im Zimmer nebenan hörte er Onkel und Tante miteinander sprechen, und aus dem Gemurmel wurde nur ein Wort deutlich, sein Name: Daniel. Sie sprachen also über ihn, und obwohl er sie nicht verstand, wußte er, daß sie gut über ihn sprachen. Sie mochten ihn, sie selbst hatten keine Kinder. Und dann befahl ihm plötzlich die Angst: In zwei Jahren schon, dachte er beklommen, wird diese Bank zu kurz für mich – wo werde ich dann schlafen? Für wenige Minuten beunruhigte ihn diese Vorstellung sehr, dann aber dachte er: Zwei Jahre, wie unendlich viel Zeit ist das; viel Dunkelheit, die sich Tag um Tag erhellen würde, und er fiel ganz plötzlich in das Stückchen Dunkelheit, das vor ihm lag: die Nacht vor der Prüfung, und im Traum verfolgte ihn das Bild, das zwischen Büfett und Fenster an der Wand hing: Männer mit grimmigen Gesichtern standen vor einem Fabriktor, und einer hielt eine ausgefranste rote Fahne in der Hand, und im Traum las das Kind deutlich, was es im Halbdunkel nur langsam hatte entziffern können: Streik. Er trennte sich von seinem Gesicht, das blaß und eindringlich zwischen dem Seehundfell und der gefleckten Tigerhaut im Schaufenster hing, wie mit Silberstift auf schwarzes Tuch gezeichnet; er trennte sich zögernd, denn er sah das Kind, das er einmal gewesen war, hinter diesem Gesicht.

„Streik“, hatte dreizehn Jahre später der Schulrat zu ihm gesagt, „Streik, halten Sie das für ein Aufsatzthema, das man Primanern geben sollte?“ Er hatte das Thema nicht gegeben, und das Bild hing damals, 1934, längst nicht mehr an der Wand in der Küche des Onkels. Es blieb noch die Möglichkeit, Onkel Thomas in der Anstalt zu besuchen, auf einem der grüngestreiften Stühle zu sitzen, Zigaretten zu rauchen und Thomas zuzuhören, der auf eine Litanei zu antworten schien, die nur er allein hörte: Lauschend saß Thomas da – aber er lauschte nicht auf das, was die Besucher ihm erzählten – er lauschte dem Klagegesang eines verborgenen Chores, der in den Kulissen dieser Welt versteckt eine Litanei herunterbetete, auf die es nur eine Antwort gab, Thomas' Antwort: „Wenn es nur Gerechtigkeit auf dieser Welt gäbe!“

Der Mann, der immer am Fenster stehend in den Garten blickte, hatte sich eines Tages – so mager war er geworden – durch das Gitter zwängen und in den Garten stürzen können: Sein blechernes Lachen war über ihm selbst zusammengestürzt. Aber die Majestät lebte noch, und Heemke hatte nie versäumt, auf ihn zuzugehen und ihm lächelnd zuzufüstern: „Majestät.“ „Diese Typen werden steinalt“, sagte der Wärter zu ihm, „den schmeißt so leicht nichts um.“

Aber sieben Jahre später lebte die Majestät nicht mehr, und auch Thomas war tot: sie waren ermordet worden, und der Chor, der in den Kulissen der Welt

versteckt seine Litanei herunterbetete, dieser Chor wartete vergebens auf die Antwort, die nur Thomas ihm geben konnte.

Heemke betrat die Straße, in der die Schule lag, und erschrak, als er die vielen Prüflinge sah: Mit Müttern, mit Vätern standen sie herum, und sie alle umgab jene unechte, aufgeregte Heiterkeit, die vor Prüfungen wie eine Krankheit über die Menschen fällt: Verzweifelte Heiter-

keit lag wie Schminke auf den Gesichtern der Mütter, verzweifelte Gleichgültigkeit auf denen der Väter.

Ihm aber fiel ein Junge auf, der allein abseits auf der Schwelle eines zerstörten Hauses saß. Heemke blieb stehen und spürte, daß Schrecken in ihm hochstieg wie Feuchtigkeit in einem Schwamm: Vorsicht, dachte er, wenn ich nicht achte, werde ich eines Tages dort sitzen, wo Onkel Thomas saß, und vielleicht

werde ich denselben Spruch sagen. Das Kind, das auf der Türschwelle saß, glich ihm selbst, wie er sich dreißig Jahre jünger in Erinnerung hatte, so sehr, daß es ihm schien, als fielen die dreißig Jahre von ihm ab wie Staub, den man von einer Statue herunterpustet.

Lärm, Lachen – die Sonne schien auf feuchte Dächer, von denen der Schnee weggeschmolzen war, und nur in den Schatten der Ruinen hatte sich der Schnee gehalten.

Der Onkel hatte ihn damals viel zu früh hierhergebracht; sie waren mit der Straßenbahn über die Brücke gefahren, hatten kein Wort miteinander gesprochen, und während er auf die schwarzen Strümpfe des Jungen blickte, dachte er: Schüchternheit ist eine Krankheit, die man heilen sollte, wie man Keuchhusten heilt. Die Schüchternheit des Onkels damals, seine eigene dazu, hatte ihm die Luft abgeschnürt. Stumm, mit dem roten Schal um den Hals, die Kaffeeflasche in der rechten Rocktasche, so hatte der Onkel in der leeren Straße neben ihm gestanden, hatte plötzlich etwas von „Arbeit gehen“ gemurmelt und war weggegangen, und er hatte sich auf eine Türschwelle gesetzt: Gemüsekarren rollten übers Pflaster, ein Bäckerjunge kam mit dem Brötchenkorb vorbei, und ein Mädchen ging mit einer Milchkanne von Haus zu Haus und hinterließ auf jeder Schwelle eine kleine bläuliche Milchspur – sehr vornehm waren ihm die Häuser vorgekommen, in denen keiner zu wohnen schien, und jetzt noch konnte er an den Ruinen die gelbe Farbe sehen, die ihm damals so vornehm vorgekommen war.

„Guten Morgen, Herr Direktor“, sagte jemand, der an ihm vorbeiging; er nickte flüchtig, und er wußte, daß der Kollege drinnen sagen würde: „Der Alte spinnt wieder.“

„Ich habe drei Möglichkeiten“, dachte er, „ich kann in das Kind fallen, das dort auf der Türschwelle sitzt, ich kann der Mann mit dem blassen gedunsenen Gesicht bleiben, und ich kann Onkel Thomas werden.“ Die am wenigsten verlockende Möglichkeit war die, er selbst zu bleiben: die schwere Last, das aufgesetzte Gesicht zu tragen – nicht sehr verlockend war auch die, das Kind zu sein: Bücher, die er liebte, die er haßte, am Küchentisch verschlungen, gefressen hatte er sie, und es blieb jede Woche der Kampf ums Papier, um Kladden, die er mit Notizen, mit Berechnungen, mit Aufsatzthemen füllte; jede Woche dreißig Pfennig, um die er kämpfen mußte, bis es dem Lehrer einfiel, aus uralten Schulheften, die im Keller der Schule lagen, ihn die leeren Seiten herausreißen zu lassen; aber er riß auch die heraus, die nur einseitig beschrieben waren, und nähte sie sich zu Hause mit schwarzem Zwirn zu dicken Heften zusammen – und jetzt schickte er jedes Jahr Blumen für das Grab des Lehrers ins Dorf.

„Niemand“, dachte er, „hat je erfahren, was es mich gekostet hat, kein Mensch, außer Alfred vielleicht, aber Alfred hatte nur ein sehr dummes Wort dazu gesagt, das Wort: Ressentiment. Es ist sinnlos, darüber zu sprechen, es irgend jemand zu erklären – am wenigsten würde die es verstehen, die mit ihrem schönen Gesicht immer neben mir im Bett liegt.“

Noch zögerte er für ein paar Augenblicke, in denen die Vergangenheit über ihm lag: Am verlockendsten war es, den Part von Onkel Thomas zu übernehmen, nur immer die eine, einzige Antwort auf die Litanei herunterzubeten, die der Chor in den Kulissen absang.



Daniel, der Gerechte

Nein, nicht wieder dieses Kind, es ist zu schwer: Welcher Junge trägt in der heutigen Zeit noch schwarze Strümpfe? Die mittlere Lösung war es, der Mann mit dem blassen, gedunsenen Gesicht zu bleiben, und er hatte immer die mittleren Lösungen vorgezogen. Er ging auf den Jungen zu, und als sein Schatten über das Kind fiel, blickte es auf und sah ihn ängstlich an. „Wie heißt du?“ fragte Heemke.

diesem Tag befahl ihm Schwermut: In den Gesichtern dieser Zehnjährigen glaubte er eine niederdrückende Zukunft zu lesen. Sie drängten sich vor dem Schultor wie die Herde vor dem Stall: Zwei oder drei von diesen siebzig Kindern würden mehr als mittelmäßig sein, und alle anderen würden nur den Hintergrund abgeben. Alfreds Zynismus ist tief in mich eingedrungen, dachte er, und blickte hilflos nach dem kleinen Wierzok, der

heißt das Aufsatzthema für die Prüflinge?“

„Ein merkwürdiges Erlebnis“.

Heemke blieb allein im Lehrerzimmer zurück.

Seine Sorge damals, daß die Küchenbank in zwei Jahren zu kurz für ihn sein würde, war überflüssig gewesen, denn er hatte die Aufnahmeprüfung nicht bestanden, obwohl das Aufsatzthema „Ein merkwürdiges Erlebnis“ hieß. Bis zu dem

und ein schnell hingeworfenes Wort: Das war die Gerechtigkeit der Welt – und das andere, das er immer gewollt, aber nie erreicht hatte, war das, nach dem Onkel Thomas so heftig verlangt hatte. Der Wunsch, das zu erreichen, hatte ihm den Spitznamen „Daniel, der Gerechte“ eingebracht. Er erschrak, als die Tür aufging und der Hausmeister Ullis Mutter einließ. „Marie“, sagte er, „was – warum –?“



Der Junge stand hastig auf, und aus seinem geröteten Gesicht kam die Antwort: „Wierzok.“

„Buchstabiere es bitte“, sagte Heemke und zückte sein Notizbuch, und das Kind buchstabierte langsam:

„W-i-e-r-z-o-k.“

„Und wo kommst du her?“

„Aus Wollersheim“, sagte das Kind.

Gott sei Dank, dachte Heemke, ist er nicht aus meinem Heimatdorf und trägt nicht meinen Namen – ist nicht eins der Kinder von meinen vielen Vettern.

„Und wo wirst du hier in der Stadt wohnen?“

„Bei meiner Tante“, sagte Wierzok.

„Schön“, sagte Heemke, „es wird schon gut gehen mit der Prüfung. Du hast gute Zeugnisse und eine gute Beurteilung von deinem Lehrer, nicht wahr?“

„Ja, ich hatte immer gute Zeugnisse.“

„Mach dir keine Angst“, sagte Heemke, „es wird schon klappen, du wirst –“; er stockte, weil das, was Alfred Emotion und Ressentiment genannt hätte, ihm die Kehle zuschnürte. „Erkälte dich nicht auf den kalten Steinen“, sagte er leise, wandte sich plötzlich ab und betrat die Schule durch die Hausmeisterwohnung, weil er Uli und Ullis Mutter ausweichen wollte. Hinter dem Vorhang des Flurfensters verborgen, blickte er noch einmal auf die Kinder und ihre Eltern, die draußen warteten, und wie jedes Jahr an

sich doch wieder gesetzt hatte und mit gesenktem Kopf zu brüten schien. Ich habe mir damals eine schlimme Erkältung geholt, dachte Heemke. Dieses Kind wird bestehen, und wenn ich, wenn ich – wenn ich, was?

Ressentiment und Emotion, mein lieber Alfred, das sind nicht die Worte, die ausdrücken, was mich erfüllt.

Er ging ins Lehrerzimmer und begrüßte die Kollegen, die auf ihn gewartet hatten, und er sagte zum Hausmeister, der ihm den Mantel abnahm: „Lassen Sie die Kinder jetzt herein.“

An den Gesichtern der Kollegen konnte er ablesen, wie merkwürdig er sich benommen hatte. „Vielleicht“, dachte er, „habe ich eine halbe Stunde dort draußen auf der Straße gestanden und den kleinen Wierzok betrachtet“, und er blickte ängstlich auf die Uhr; aber es war erst vier Minuten nach acht. „Meine Herren“, sagte er laut, „bedenken Sie, daß für manche dieser Kinder die Prüfung, der sie unterzogen werden, schwerwiegender und folgenreicher ist, als für einige von ihnen in fünfzehn Jahren das Dokorexamen sein wird.“ Sie warteten auf mehr, und die, die ihn kannten, warteten auf das Wort, das er bei jeder Gelegenheit so gern sagte, auf das Wort „Gerechtigkeit“. Aber er sagte nichts mehr, wandte sich nur mit leiser Stimme an einen der Kollegen und fragte: „Wie

Augenblick, wo sie in die Schule eingelassen wurden, hatte er sich an seiner Zuversicht festgehalten, aber die Zuversicht war, als er die Schule betrat, dahingeschmolzen gewesen.

Als er den Aufsatz niederschreiben wollte, versuchte er vergebens, sich an Onkel Thomas festzuhalten. Thomas war plötzlich sehr nahe, zu nahe, als daß er einen Aufsatz über ihn hätte schreiben können; er schrieb die Überschrift hin: „Ein merkwürdiges Erlebnis“, darunter schrieb er: „Wenn es nur Gerechtigkeit auf der Welt gäbe“ – und er schrieb in Gerechtigkeit statt des zweiten e ein ä, weil er sich dumpf daran erinnerte, daß alle Worte einen Stamm haben, und es schien ihm, als sei der Stamm von Gerechtigkeit Rache.

Mehr als zehn Jahre hatte er gebraucht, um, wenn er an Gerechtigkeit dachte, nicht an Rache zu denken.

Das schlimmste von diesen zehn Jahren war das Jahr nach der nichtbestanden Prüfung gewesen: Die, von denen man wegging in ein Leben hinein, das nur scheinbar ein besseres war, konnten ebenso hart sein wie die, die nichts ahnten und nichts wußten und denen ein Telefongespräch des Vaters ersparte, was sie selbst Monate des Schmerzes und der Anstrengung kostete: ein Lächeln der Mutter, ein Händedruck, sonntags nach der Messe gewechselt,

„Daniel“, sagte sie, „ich“ – aber er unterbrach sie und sagte: „Ich habe keine Zeit, nicht eine Sekunde – nein“, sagte er heftig, und er verließ sein Zimmer und stieg zum ersten Stock hinauf: Hier oben hin drang der Lärm der wartenden Mütter nur gedämpft. Er trat an das Fenster, das zum Hof hin lag, steckte eine Zigarette in den Mund, vergaß aber, sie anzuzünden. Dreißig Jahre habe ich gebraucht, um über alles hinwegzukommen und um eine Vorstellung von dem zu erlangen, was ich will. Ich habe die Rache aus meiner Gerechtigkeit entfernt; ich verdiene mein Geld, ich setze mein hartes Gesicht auf, und die meisten glauben, daß ich damit an meinem Ziel sei: Aber ich bin noch nicht an meinem Ziel; jetzt erst starte ich – aber das harte Gesicht kann ich jetzt absetzen und wegtun, wie man einen Hut wegtut, der ausgedient hat; ich werde ein anderes Gesicht haben, vielleicht mein eigenes...

Er würde Wierzok dieses Jahr ersparen; kein Kind wollte er dem ausgesetzt wissen, dem er ausgesetzt gewesen war, kein Kind, am wenigsten aber dieses – dem er begegnet war wie sich selbst.

Illustriert von Eva Ohlow

Fritz Erler war ein Freund der Jugend

Von Christian Götz

In den letzten Wochen sind die Persönlichkeit und das Wirken des verstorbenen sozialdemokratischen Politikers Fritz Erler in vielen Nachrufen gewürdigt worden. Sie verdeutlichten auch der breiten Öffentlichkeit, welchen großen Verlust das politische und insbesondere das parlamentarische Leben in Deutschland erlitten hat. Ich kann und will keinen weiteren Nachruf hinzufügen. Mir geht es auch nicht darum, Fritz Erler ganz pauschal und vielleicht ein wenig „glorifizierend“ ein Vorbild für die politische Jugend zu nennen, auch wenn ich dabei unter Umständen auf wenig Kritik gestoßen wäre. Ich verzichte darauf in der Überzeugung, daß er das selbst abgelehnt hätte. In einem Interview „zur Person“ mit Günter Gaus im Zweiten Deutschen Fernsehen im Januar 1965 äußerte er sich unter anderem auch zur Bedeutung von Vorbildern. Er nannte zwar einige Persönlichkeiten, die starken Einfluß auf seine politische Entwicklung ausübten, stellte aber gleichzeitig fest, daß man in späteren Jahren eigentlich die jugendliche Vorstellung aufgibt, sich einen bestimmten Mann als Vorbild zu wählen. Man könne eine Persönlichkeit nicht einfach kopieren, sondern nur Erfahrungen im Guten wie im Bösen nutzen und aus bestimmten einzelnen Taten und Handlungen lernen. In dieser von ihm selbst vorgeschlagenen und seiner Lebenseinstellung entsprechenden nüchternen Form stellen die Persönlichkeit, die Prinzipien und die politische Wirksamkeit Fritz Erlers aber einen unschätzbaren Wert dar, aus dem auch die politische Jugend Maßstäbe für das eigene Verhalten ableiten kann.

Über Fritz Erler als führenden Parlamentarier sind in den letzten Jahren viele Kurzbiographien und Porträts veröffentlicht worden. In einer solchen Publikation hat Paul Schallük die Persönlichkeit Fritz Erlers mit einem einzigen Satz wohl am treffendsten skizziert. Dieser lautete: „Er bleibt bei der Sache und Demokrat und Sozialist und Pragmatiker, der die Synthese von programmatischem Denken, idealistischem Streben und realistischem Prüfen nicht aufgibt.“ Auch mir hat an Fritz Erler am meisten imponiert, daß er es verstand, trotz seiner ausgeprägten Fähigkeit zum Realismus in der Politik seine idealen Zielvorstellungen nicht aus den Augen zu verlieren. So waren für ihn Prinzipientreue und pragmatisches Handeln nicht zwei sich ausschließende Größenordnungen, sondern die beiden Seiten einer Medaille. Die dabei nicht zu überschreitenden Grenzen kannte er genau. So plädierte er zwar immer wieder dafür „Diskussionen nicht vorzeitig unter Berufung auf sein Gewissen abzubrechen“, stellte andererseits aber auch unmißverständlich fest, „wo wirklich das Gewissen befiehlt, hört die Diskussion auf.“ Er wirkte für uns glaubhaft, weil er nach diesem Grundsatz gehandelt hat. Sein Gewissen verpflichtete ihn zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Dafür ging er viele Jahre ins Zuchthaus.

Ich glaube, daß diese Gesamteinstellung Fritz Erlers gerade für uns als politische Jugend von Bedeutung ist. Als Jugend neigen wir verständlicherweise in der Politik zum Absoluten. Viele junge Menschen werden zornig oder mutlos und geben auf, wenn sie im politischen Alltag feststellen, daß ihre absoluten Zielvorstellungen sich nicht, nur teilweise oder nur in einem langen schwierigen Prozeß verwirklichen lassen. Es sollte für uns eine Beruhigung und zugleich ein Ansporn sein, daß auch einem solch erfolgreichen



Fritz Erler im Gespräch mit John F. Kennedy

Foto: Keystone

Politiker wie Fritz Erler diese Erfahrungen und Gefühle nicht fremd waren. In dem bereits erwähnten Gaus-Interview unterstrich er: „Mich überkam schon gelegentlich der Zorn oder auch die Ungeduld, wenn Argumente, die man sorgfältig ausgewählt glaubte, von deren Durchschlagkraft man überzeugt war, dann doch nicht Glauben fanden, wenn Widerstand zu überwinden war, daß man dann gelegentlich etwas in Unmut geriet und also verzweifelte an der verständnisvollen Einsicht derer, um deren Zustimmung man zu ringen hatte. Das ist vorgekommen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß einmal damit der Sache, die man vertrat, nicht genutzt wurde und daß auch unnötig persönliche Verstimmungen zwischen Männern und Frauen entstanden, deren Zusammenarbeit doch ein sehr wesentlicher Faktor politischen Wirkens ist.“ Entscheidend ist, daß Fritz Erler in Kenntnis der im politischen Alltag immer wieder auftretenden persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten weitergemacht hat. Er versuchte nicht, in jeder Situation und um jeden Preis seine idealen Zielvorstellungen durchzusetzen. Wenn es aber um Lebensfragen der Demokratie ging, war er bereit, auch unter den größten persönlichen Opfern zu kämpfen.

Fritz Erler war ein innerlich überzeugter Anhänger speziell der parlamentarischen Demokratie. In ungezählten programmatischen Reden und persönlichen Gesprächen hat er „seinen“ aus dem Englischen stammenden Demokratiebegriff zitiert, nachdem Demokratie „government by discussion“ sei, also „regieren durch diskutieren“. Er war ein glänzender Redner, der sowohl über die notwendige Sachkenntnis als auch über die Rhetorik verfügte. Dabei verzichtete er gewollt auf „Gags“ und war sich bewußt, kein Volkstribun zu sein. Er hielt das nicht für einen politischen Nachteil. Gegenüber Günter Gaus hob er hervor, daß er ja durchaus in der Lage sei, auch ein großes Publikum anzusprechen. „Aber ich glaube nicht, durch das Entfesseln eines stürmischen Gefühlsausbruches, durch das Erzeugen von Begeisterung, sondern durch das Zwingen zum Nachdenken.“ Diese eigentlich nur persönliche Erkenntnis enthält in Wirklichkeit ein ganzes politisches und „taktisches“ Programm.

Überhaupt konnte und kann gerade die politische Jugend von Fritz Erler sehr viel vom sogenannten „Handwerk der Politik“ lernen. Die Bedingungen, die

nach seiner Auffassung ein erfolgreicher Politiker in der Demokratie erfüllen müsse, hat er oft genannt. Sie lauten: Sachkenntnis, Fleiß, Ausdauer, Augenmaß und vor allen Dingen Toleranz.

Ich glaube, zwei zunächst gar nicht so wesentlich erscheinende Punkte aus der „Biographie“ Fritz Erlers sind für ihn bezeichnend. Im Alter von 16 Jahren setzte er erstmalig einen Beschluß in einer politischen Gruppe durch. Er war damals Mitglied und neuer Bibliothekar der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ und überzeugte seine Freunde von der Notwendigkeit des Beitritts zur „Büchergilde Gutenberg“. Seine Begründung lautete: „Wir wollen nicht nur diskutieren, sondern für jede Diskussion unbestreitbare Grundlagen haben. Diese finden wir auch in Büchern.“ Über 30 Jahre später führte er in dem Gaus-Interview an, daß von größtem Einfluß auf den geistigen Horizont seiner eigenen Kinder „Vaters Bücherschrank“ sei.

Alle diejenigen Politiker und Publizisten in unserem Lande, die bei jeder Protestaktion der politischen Jugend, wie Demonstrationen oder Studentenunruhen, sofort die Demokratie gefährdet sehen und von zu bekämpfender Radikalität sprechen, sollten zur Kenntnis nehmen, daß Fritz Erler in seiner Jugend nach eigenem Zeugnis ein „Radikaler“ war. Er betonte: „Wir waren damals in der Sozialistischen Arbeiterjugend ultralinks. Noske hätte ich am liebsten auf glühenden Kohlen gebraten.“ Erler hielt es zum Beispiel für ganz normal, daß er in seiner Jugend politisch links von seinem Vater stand und daß seine Kinder wiederum links von ihm standen. In seinem letzten Buch mit dem Titel „Demokratie in Deutschland“ unterstrich er: „Doch ist das kritische Verhalten der Jugend gegenüber aller Obrigkeit im Grunde ein Faktor, der sich für die Zukunft unserer Demokratie nur positiv auswirken kann.“

Daß Fritz Erler im politischen Alltag seine ihm sein ganzes Leben begleitenden Ideale nicht vergaß, ergibt sich u. a. auch aus einer kurzen Passage seines Buches „Ein Volk sucht seine Sicherheit“. Obwohl er sich darin mit den nüchternen, harten und deshalb so unbequemen Fragen der Verteidigungspolitik beschäftigte, berichtete er: „Viele Abgeordnete einer ganzen Anzahl von Ländern haben einen Aufruf zur Entwicklung der Vereinten Nationen auf die Weltregierung unterzeichnet. Das sind neue Ideen, und es sind Wegweiser, die anzeigen, daß nicht alle Wege in den Abgrund des Schreckens führen, daß es auch Pfade zu neuen Höhen und damit für eine besorgte Menschheit Anlaß zu Hoffnungen auf eine bessere Zukunft gibt. Aber sie fällt uns nicht in den Schoß. Sie muß errungen werden – Stück um Stück.“ Bei diesen schwierigen Bemühungen um eine bessere Zukunft hoffte er auf die Mitarbeit der Jugend, der er auf einem Jugendkongreß seiner Partei im März 1965 zurief: „Es muß – und es wird uns gelingen, den Schwung und die Phantasie unserer heranwachsenden Generation zu beflügeln, alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln, alle guten Gaben der Menschen und dieses Erdballs zu nutzen, um eine menschliche Ordnung zu schaffen, die frei ist von Not und Furcht, von Unterdrückung und Krieg.“ Ohne falsches Pathos – aber in Achtung und Respekt vor einer großen Persönlichkeit und einem überzeugten Demokraten – sollten wir als politische Jugend diesen Aufruf Fritz Erlers zum praktischen politischen Handeln ernst nehmen. Damit dienen wir einer guten Sache.

Tiere in der Kunst

Zweite Kunstausstellung
für die Jugend in Köln

„Sperlinge im Reis“, Okyo, Japan
1733-1795



„Grabdämon“, China, 8. Jahrhundert

„Katze“, Ida Erdös-Meisinger

Die Kölner Kunstausstellungen für die Jugend gehen auf Anregungen aus dem Publikum zurück. Man suchte eine Form, wie die Kunst dem Laien leichter verständlich gemacht werden könnte, andererseits wollten Lehrer und Jugendliche unter sich sein, abseits vom Getriebe in den Museumsgalerien und doch vor qualitativollen Originalwerken.

So entschloß sich das Wallraf-Richartz-Museum vor zwei Jahren, eine Sonderausstellung „Jugend im Bild“ zu veranstalten, und zwar mit Werken aus eigenen Beständen. Der Erfolg – mehr als 36000 Besucher – bestätigte dies gelungene Experiment.

„Tiere in der Kunst“ heißt nun die zweite Ausstellung, an der sich diesmal sechs Kölner Museen beteiligen. Der zur Verfügung gestellte Raum im Wallraf-Richartz-Museum ist gewachsen; hier stellen außer dem gastgebenden Museum noch das Kunstgewerbemuseum und jenes ostasiatischer Kunst aus. Die anderen Museen zeigen ihre Tierdarstellungen in gesonderten Vitrinen oder geben im bewährten Rahmen Hinweise zu diesem Thema.

Ein Katalog mit Text, Bildbeschreibung, Daten und Abbildungen hilft den Lehrern und den Jugendfunktionären, ihre Gruppen durch diese Ausstellung zu führen, und allen anderen Besuchern, die Sehen lernen wollen, natürlich nicht nur den Jugendlichen.

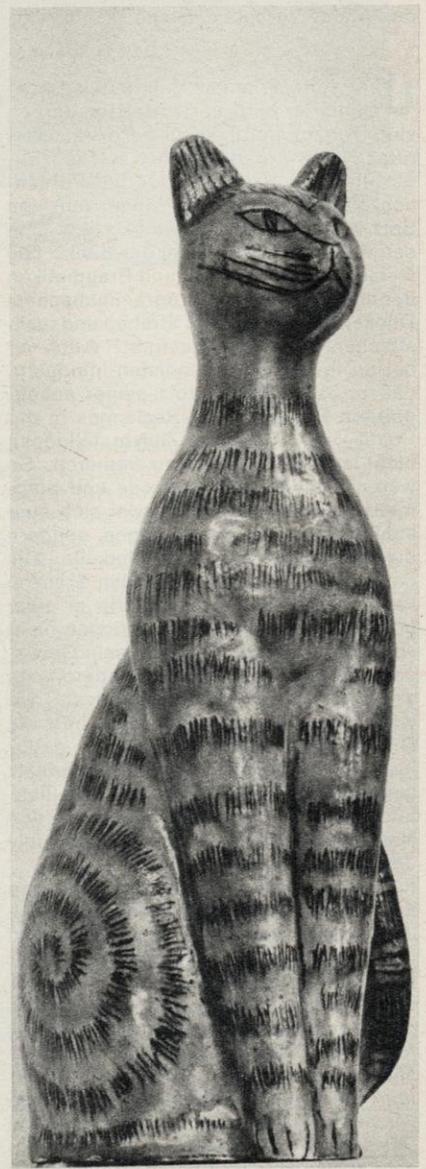
Gewöhnt an den Haushund, an die Hühner, die wir verspeisen, an die Kamele und Affen im Zoo und im Zirkus oder an die Kanarienvögel im Vogelbauer hat der Mensch, vor allem auch in der Großstadt,

heute eine recht reale Einstellung zum Tier. Er sieht das Äußere, er freut sich an den Bewegungen oder an den Farben der Tiere, zückt seinen Fotoapparat und hält sie im Film fest.

In der Kölner Ausstellung wird er plötzlich daran erinnert, daß die Tiere auch Fabelwesen sein können und waren und daß sie als Zeichenfiguren, z. T. phantastisch verändert, vor allem im Mittelalter, aufgefaßt wurden.

Am bekanntesten sind auch heute noch die Symbole der Evangelisten Markus (Löwe), Lukas (Stier) und Johannes (Adler), die Taube (Hl. Geist) oder der Drachen (das Böse).

Wie aktuell gerade in unserer Gegenwart manche „surrealen“ Gemälde und abstrakte Tendenzen im Mittelalter sind, lehrt uns diese Tieraussstellung in anschaulicher Weise. So ist die „Versuchung des hl. Antonius“ (oberrheinischer Meister um 1500) zwar eine bildhafte Übertragung der mittelalterlichen Legende, aber auch heute unterliegt der Mensch den vielen Untugenden und Anfechtungen, dem „Bösen“, oder er fällt – modern ausgedrückt – unlauterer Reklame, politischen Ambitionen oder der Habgier zum Opfer. Auf der positiven Seite steht z. B. Picassos Friedenstaube, die dem heutigen Betrachter kaum ein Rätsel mehr aufgibt. Daß das Tier etwa in der Dürerzeit bis zur Schwelle unseres Jahrhunderts – parallel zur Eroberung des individuellen Menschen für Malerei, Plastik und Graphik von der Renaissance an – porträtiert wurde und gleichzeitig als Symbol zurücktrat, ist der Beitrag Europas zur Kunst.



Fotos: Udo Hoffmann



„Affe“, Porzellan, Meißen, Ausformung nach J. J. Kaendler



„Die Versuchung des hl. Antonius“, oberrheinischer Meister um 1500



In Ostasien wurde das Tier zwar auch studiert, aber dessen Gestaltung mit Tusche und Pinsel auf Seide oder Papier nähert sich nicht wie im Westen der „photographischen“ Wiedergabe. Wenn die Malereien und Plastiken fernöstlicher Meister dekorativer als die der europäischen mittelalterlichen Künstler sind, so spielt die Symbolsprache doch auch dort eine äußerst wichtige Rolle.

Kustos Dr. Edith Dittrich vom Ostasiatischen Museum, die den Beitrag zur zweiten Jugendausstellung geliefert hat, greift ein Beispiel heraus. „Zu den bekanntesten solcher Symbolhäufungen zählt der chinesische Drache, dessen Form auch Korea und Japan, zusammen mit der chinesischen Kultur, übernahmen. Der Drache gilt im Fernen Osten nicht als das Böse, sondern schon von alters her als der Spender des für die Feldbestellung so notwendigen Regens. Er wurde im Laufe der Zeit zum Sinnbild der Macht und der Weisheit und dem chinesischen Kaiser, der das Mandat des Himmels für sich in Anspruch nahm, zugeordnet.“

Daß die Jugend, die zur Eröffnung der Tierausstellung zu Hunderten erschienen war, gerade vor diesen uns im Grunde fremden und fernen Darstellungen begeistert wurde, ist sicherlich nicht aus der Zeichenhaftigkeit, sondern infolge der dekorativen „modernen“ Wirkung der Werke zu erklären.

Wie sehr der Mensch die „Seele“ des Tieres erkennen und der Künstler in das Tier sogar menschliche Gefühle projizieren möchte, erleben wir wiederum in der europäischen Gegenwartskunst. Als

Beispiel sei das klagende Pferd des italienischen Bildhauers Marino Marini genannt und das Werk des Deutschen Franz Marc, der in einem seiner berühmten Briefe aus dem ersten Weltkrieg das Tier sogar über den Menschen stellt.

Das Wesen des Geschöpfes darzustellen, war zeitweilig das Anliegen der Künstler. Der Bildhauer Gerhard Marcks bekannte einmal: „Wie kommt der Mensch dazu, das Tier zu gestalten? Aus dem Grund der Gründe: Liebe.“

Daß das Tier, einst wie in unseren Tagen, Vorlage für Gebrauchsgegenstände, ja sogar zu Spielereien in der Kunst Anlaß war, wird gerechterweise auch in dieser Ausstellung im Wallraf-Richartz-Museum demonstriert. Das Aquamanile (aqua = Wasser, manus = Hand), ein Gießgefäß in Form eines stehenden Löwen, um 1300 in Bronze geschaffen, diente den Priestern bei der liturgischen Händewaschung. Ein Hund aus farblosem Glas aus dem 17. Jahrhundert war wohl lediglich ein Scherzgefäß. Sein Leib konnte Getränke aufnehmen, sein Schwanz war als Öffnung zum Füllen und Trinken gedacht. Aus dem 18. Jahrhundert (Delft) stammt eine Dose in Entenform, die als Behälter für Butter benutzt wurde, und eine Schüssel aus Steingut (vom Niederrhein) besitzt einen Eberkopf, und auch sie wird den Gästen aufgetischt worden sein. In der Rokokozeit dienten Porzellanfiguren als Tischschmuck, und auch heute ist die Tierplastik als Dekoration in der „guten Stube“ beliebt.

Günther Ott

Marino Marini: „Klagendes Pferd“



Kleine Geschichten um den großen Sport

Pech hatte der 1. FC Köln mit zwei vor einiger Zeit aus Polen geflüchteten Fußballspielern. Nachdem er sie monatelang unterstützt hatte, wollte er sie in einem Probespiel testen, um mit ihnen vielleicht in der kommenden Saison seine Mannschaft zu verstärken. Da die Exil-Polen aber noch nicht spielberechtigt waren, schloß er ein Trainingsspiel über zweimal 40 Minuten ab und verzichtete auf das Erheben von Eintrittspreisen. Vor dem Spiel aber warteten die Kölner vergebens auf ihre kommenden Stars. Sie waren am Tag zuvor nach den USA weitergereist, wo sie hochdotierte Verträge von der amerikanischen Profiligen erhalten hatten. Ähnlich ging es dem SV Hof mit polnischen Fußballern.

Glück hatte Europameister Karl Mildener. Ein Gauner fälschte eine Vollmacht von ihm, erschlich sich bei seiner Bank ein Scheckheft und hob mit gefälschter Unterschrift 18000,— DM von dessen Konto ab. Angeblich zur Bezahlung von Sparringspartnern für den Meisterboxer. Leidtragender war aber nicht Mildener, sondern die Bank in Kaiserslautern, die auf den Schwindler hereingefallen war. Sie zahlte ungenügend die fälschlich ausgegebenen 18000,— Emmchen wieder auf Mildeners Konto ein.

Diplomatische Folgen hatte die vorzeitige Abreise der Skimannschaften der Schweiz, Österreichs und der Bundesrepublik von den vorolympischen Skiwettkämpfen bei Grenoble. Die Mannschaften waren denkbar primitiv untergebracht, während die gastgebenden Franzosen in einem Luxushotel wohnten. Inzwischen haben sich die französischen Botschafter in Wien, Bern und Bonn für diese schlechte Gastfreundschaft höchst offiziell entschuldigt.

Auf den Rat eines Fachmannes hörten die deutschen Leichtathleten bei ihrem Verbandstag in Köln. Hürden-Weltrekordmann Martin Lauer sorgte dafür, daß in Zukunft die Hürden für die männlichen Jugendlichen von 91 Zentimeter auf 1 Meter erhöht wurden. Damit soll den jungen Talenten die Umstellung auf die Männerhürden (1,06 m) später erleichtert werden. So hofft Lauer, daß er bald einen Nachfolger findet. Denn sein Weltrekord steht noch immer, obwohl er seit Jahren selbst Sportinvalide ist.



Familien-Tradition ist bei den Mittermeiers das Skilaufen. Bei den Deutschen Alpen Skimeisterschaften in Aschau starteten drei Schwestern Mittermeier. Heidi Mittermeier, rechts, ist vielfache Deutsche Meisterin der letzten Jahre. Ihre Nachfolgerin hat sie in ihrer 16jährigen Schwester Rosi, links, gefunden, die Deutsche Slalom-Meisterin wurde. Jüngste der drei Schwestern ist die 14jährige Evi Mittermeier (Mitte).
Foto: Horstmüller/frinke



Die Düsseldorfer EG sucht dringend acht- bis zehnjährige eishockeybegeisterte Jungen für ihre Jugendmannschaft. Trainer Hans Rampf trainiert die Jugendlichen selbst und freut sich über jeden Zuwachs. Die Jugendmannschaft der DEG ist in die Endrunde um die deutsche Jugendmeisterschaft gekommen.
U.B.z.: Früh übt sich, was ein guter Torwart werden will! Unter Anleitung von Hans Rampf sind dazu die besten Voraussetzungen gegeben.
schirnerbild

Endgültig zum Tode verurteilt ist das Feldhandballspiel. Nachdem jetzt auch in Mitteldeutschland keine Meisterschaftsspiele in diesem „deutschen Sport“ mehr stattfinden, betreiben jetzt nur noch die Handballverbände der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreichs ernsthaft das Feldhandballspiel. Schon vor den letzten Weltmeisterschaften in Österreich war nur mit viel Mühe ein genügend großes Teilnehmerfeld zusammenzubringen. Der Deutsche Handballbund stellte Holland den einstigen Nationalspieler Horst Käsler kostenlos als Trainer zur Verfügung. Einzige Bedingung: Holland mußte an der Weltmeisterschaft teilnehmen. Die Bundesrepublik holte sich dann den Titel. Sie wird ihn wohl für immer behalten dürfen.

Am Holmenkollen, dem berühmten Skiberg bei Oslo, wachte ein unscheinbarer Mann dem späteren Sieger in der Nordischen Kombination, Franz Keller, die Langlauf-Ski. Nur wenige erkannten den stillen Betreuer. Es war der Mann, der hier im „Mekka des nordischen Skisports“ 1963 die Vorherrschaft der Skandinavien in ihrer Domäne brach; der 1964 und 1965 bei den Holmenkollenspielen Sieger blieb und 1966 am Holmenkollen Weltmeister wurde: Georg Thoma. Bescheiden im Hintergrund ebnete Thoma den Weg zum Erfolg für seinen Nachfolger.

Teufer als die Profis sind bei den Tennisspielern die Amateure. Die Londoner Sonntagszeitung „Sunday Times“ verriet jetzt die Preise der Star-Amateure. Der Australier Roy Emerson sei für eine Woche nicht unter 1500 Dollar zu haben; der Spanier Manuel Santana bekomme 1000 Dollar, und der Deutsche Wilhelm Bungert sei mit 400-500 Dollar noch verhältnismäßig billig. Dabei dürfen offiziell nur täglich 5 Englische Pfund Spesen gezahlt werden.

Nun hat auch der Bund Deutscher Radfahrer – vorerst versuchsweise – den Radrennsport für Frauen eingeführt. In den Ostblockländern und England sind die radelnden Amazonen schon ein alter Hut. Man darf gespannt sein, ob sich unsere jungen Damen dazu drängen werden, sich „Radfahrerwaden“ zu holen.

Willy B. Wange